

Abonnement 2,50 M. monatlich 2,50 M. im voraus zahlbar. Postbezug 4,32 M. einschließlich Zustandsgebühren monatlich 1.- M. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal, die Abendsausgaben für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“. Illustrierte Beilagen: „Welt und Zeit“ und „Kinderfreund“. Ferner: „Unterhaltung und Witz“, „Frauenstimme“, „Jugend“, „Blitz in die Bäderwelt“ und „Jugend-Vorwärts“.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Die einseitige Konspiration des 60. Jahres, Heliana als 4. Reichsmarschall, „Kleine Anzeigen“ des ersten Bruders des 23. Jahres (insgesamt zwei seitgedruckte Jahre), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Gedruckt bei der ersten Warte 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zahlen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig. Anzeigenannahme im Hauptgeschäft: Lindenstraße 3, wochentlich von 9/7 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhofs 292-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postbeholdung: Berlin 37336 - Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten Wollfr. 66 Diskonto-Gesellschaft, Depositenkassa Lindenstr. 3

Internationale an Völkerbund.

Fördert die feierlichst versprochene Abrüstung!

London, 12. Februar. (Eigenbericht.)

Die Exekutive der Sozialistischen Arbeiterinternationale hat nach eingehenden Beratungen im Sinne eines Berichts von Richarda Holland an das Sekretariat des Völkerbundes folgendes Telegramm geschickt:

„Die am 12. Februar 1929 in London tagende Sitzung der Exekutive der Sozialistischen Arbeiterinternationale erwartet, daß die vorbereitende Abrüstungskommission des Völkerbundes ihre Arbeiten allerhöchstenfalls zu einem erfolgreichen Abschluß bringt, damit die allen Völkern der Erde feierlichst gegebene Abrüstungsversprechen durch einen allgemeinen Vertrag endlich ihre Erfüllung finden. Die Sitzung erklärt, daß die Sehnsucht der Völker nach dem Frieden bei den Regierungsvertretern in Genf ihren Ausdruck finden muß, damit die Organisation des Friedens wahrhaftig zustande komme.“

Außerdem wurde ein

Aktionsprogramm

Beschlossen, das u. a. folgendes vorsieht:

1. Aufforderung an die sozialistischen Parteien, Organisationen und evtl. abzuhaltenen Volksversammlungen in den einzelnen Ländern, die oben erwähnte Adresse gleichfalls zu beschließen und an die vorbereitende Abrüstungskommission nach Genf zu senden.
 2. Ausarbeitung eines gemeinsamen Planes für eine Aktion zugunsten der Abrüstung nach Prüfungnahme mit der Gewerkschaftsinternationale; Aufforderung an die Internationale Genossenschaftsallianz, sich der Bewegung für die Abrüstung anzuschließen.
 3. Gemeinsame Prüfung der Mittel durch S.A.I. und I.G.B., um den diesjährigen Ratifizieren noch mehr als sonst den Charakter einer Friedensdemonstration zu verleihen.
 4. Gemeinsame Vorbereitung von Demonstrationen der sozialistischen Parteien und Gewerkschaften anlässlich des 15. Jahrestages der Kriegserklärung.
 5. Vorbereitung eines Abkommens zwischen I.G.B. und S.A.I. mit dem Ziel einer gemeinsamen Aktion anlässlich der Völkerbundversammlung im September in Genf.
- Im weiteren Verlauf der Sitzung unterbreitete Longuet im Namen der französischen und der tschechischen Delegation folgende Resolution über

Südslawien.

Die einstimmig angenommen wurde:

„Das südslawische Volk gehört zu jenen Nationen, die für ihre nationale Befreiung und Einigung das größte Opfer gebracht haben. Ganze Jahrhunderte unter der Fremdherrschaft, in sechs Staaten geteilt, nach drei Balkankriegen und nach dem Weltkrieg, nach dem Verlust von Millionen ihrer Volksgenossen haben die Südslawen zuletzt durch eine nationale Revolution ihre Einigung im einheitlichen südslawischen Staat gefunden. Aber in einer Zeit, in der

das faschistische Italien seine Anstrengungen verstärkte, die reaktionären Nachbarstaaten Südlawiens — Bulgarien, Ungarn, Albanien — unter seine Führung zu bringen, und Südslawien einzukreisen, hat die

höfische und militärische Clique in Belgrad die Demokratie in Serbien gespalten und zu korrupteren geführt,

und die Gegensätze zwischen Serbien und Kroatien ausgenützt, um schließlich die politische Freiheit in Südslawien zu vernichten, alle Rechtsgrundlagen zu zerstören und den Absolutismus anzurichten.

Dieser Absolutismus hat wie alle politischen Parteien auch die sozialistische Partei aufgelöst. Er hat die Arbeiterklasse aller Möglichkeiten legalen Kampfes beraubt, während er gleichzeitig mit den Unternehmervereinigungen über die Revision der Arbeiterkategorie verhandelt. Angesichts dieser Tatsache sendet die Exekutive der S.A.I. der Arbeiterklasse Südlawiens ihren Gruß. Sie erklärt ihre volle Solidarität mit den Sozialdemokraten Südlawiens und fordert alle sozialistischen und Arbeiterparteien auf, die südslawische Sozialdemokratie zu unterstützen in ihrem Kampf für die Wiederherstellung der Demokratie.“

Henderson führt den Vorfuß weiter.

London, 12. Februar. (Eigenbericht.)

Die Exekutive der S.A.I., die ihren erkrankten Vorsitzenden Arthur Henderson einstimmig ersucht hatte, trotz seiner grundsätzlichen Bedenken die Wiederwahl zum Vorsitzenden anzunehmen, erhielt eine Antwort Hendersons, in der es u. a. heißt:

„Es hatte mir gedauert, daß die Zeit für meinen Rücktritt von einem Amt, das ich so lange ausgeübt habe, reif und der Augenblick gekommen ist einem anderen Platz zu machen. Es scheint, daß diese Auffassung von meinen Genossen nicht geteilt wird. Unter diesen Umständen bin ich bereit, diesem Wunsch nachzukommen und den Vorfuß, den man mir neuerdings übertragen, für eine weitere Amtsperiode anzunehmen.“

Die Exekutive nahm den Entschluß Arthur Hendersons, den Vorfuß bis zum nächsten Kongress weiterzuführen, mit lebhafter Genehmigung zur Kenntnis. Die Exekutive beschloß noch ein umfangreiches Dokument

zugunsten der politischen Gefangenen.

in dem u. a. darauf hingewiesen wird, daß die von der Sowjetregierung zu Hunderten und Tausenden verhafteten und nach Sibirien und Zentralasien verbannten politischen Gefangenen gezwungen sind, mit einer Unterstützung von 13 Mark monatlich zu vegetieren. Es kommt hinzu, daß diese Häftlinge von den Gewerkschaften und aus den Genossenschaften ausgeschlossen sind. Dadurch wird ihnen jede Erwerbstätigkeit genommen, ihre Versorgung mit Lebensmitteln ist äußerst erschwert.

Die Exekutive wird im Juli in Zürich wieder tagen.

Regierungssieg in Warschau.

Alle Oppositionsanträge abgelehnt.

Warschau, 12. Februar. (Eigenbericht.)

In der dritten Lesung des Etats enthielten sich die polnischen Sozialisten und die übrigen Linksparteien der Stimme, da sie, wie Niedzjalkowski erklärte, in der Ablehnung des Haushalts noch nicht die Erreichung ihres Zieles, nämlich die Wiederherstellung des parlamentarisch-demokratischen Systems, erblickten. Der Kampf um dieses Hauptproblem, das seit dem Maiumsturz das politische Leben Polens beherrscht, werde vielmehr erst bei der Verfassungsdebatte ausgetragen werden.

Sämtliche Anträge der Linksparteien auf Verminderung des stehenden Heeres, Verkürzung der Dienstzeit und Kürzung der Heeresausgaben, sind abgelehnt worden.

Sozialdemokratie und Verfassungsverschärfung.

Warschau, 12. Februar.

Der sozialdemokratische „Robotnik“ wendet sich außerordentlich scharf gegen die vom Piłsudski-Block eingebrachte Verfassungsreform. Das Blatt versichert, daß die sozialdemokratische Fraktion der Regierung nur deshalb noch nicht das Vertrauen ausgesprochen hätte, weil dieses gleichbedeutend mit dem Beginn revolutionärer Kämpfe auf der Straße sein müßte, da die Regierung freiwillig die Macht dem Sejm nicht überlassen werde. Bis zum gegenwärtigen Augenblick wären die Sozialdemokraten Straßenkämpfen ausgewichen; sie hätten dies mit vollem Bewußtsein getan im Gefühl der Verantwortung für das Schicksal des Staates und der arbeitenden Bevölkerung. Die Schuld habe jedoch ihre Grenzen. Wenn die Demokratie vor die Wahl gestellt werde zwischen der Aufrechterhaltung der Errungenschaften der arbeitenden Massen und der vom Piłsudski-Block vorgeschlagenen „Verfassungsverbesserung“, sei eben keine Wahl mehr vorhanden.

Der soziale Kampf in Bombay.

Die Regierung stellt diese Ursache fest.

London, 12. Februar.

Im Unterhaus erklärte der Unterstaatssekretär für Indien, Lord Winterton, der Ursprung der Unruhen sei auf einen Streit der Hinduarbeiter in den Bombayer Oelwerken zurückzuführen, der von Kommunisten organisiert worden sei. Die streikenden Arbeiter seien dann durch Pathans ersetzt worden, und die dadurch bei den streikenden Hindus ausgelöste Erbitterung habe sich allmählich zu einem Kampf zwischen Hindus und Mohammedanern im allgemeinen entwickelt, wobei auf beiden Seiten sich Befehde zusammengewirbelt und die Führung bei den Tamuliten an sich gerissen habe. Es seien mehrere britische und indische Truppenabteilungen nach Bombay beordert worden, und wenn die Lage auch immer noch ernst sei, wisse sie doch eine erhebliche Besserung auf. Im ganzen seien bis heute 112 Personen getötet und 400 verwundet worden. Die Truppen seien in 14 Fällen zum Schießen gezwungen gewesen.

Aufsgewährung als PreSSIONSMittel.

Türkei und Trochi.

Konstantinopel, 12. Februar. (Eigenbericht.)

Mit ihrer Bereitwilligkeit, dem aus Rußland vertriebenen Trochi ein beschränktes Asyl in Angora zu gewähren, will nach verlässlichen Informationen die türkische Regierung einen Druck auf Frankreich und England üben, um die beiden Mächte für ihre Wünsche bei der syrisch-türkischen Grenzregelung zum Einigenkommen zu veranlassen.

Der Frieden von Rom.

Mussolinis Bündnis mit der Kirche.

Der Vertrag zwischen der katholischen Kirche und dem Königreich Italien, der vorgestern unterzeichnet, gestern mit großem Pomp gefeiert wurde, verdankt seine Entstehung sehr realpolitischen Erwägungen auf beiden Seiten. Die katholische Kirche hat von neuem gezeigt, daß sie den Vorteil, den sie für die Entwicklung ihres Eigenlebens findet, aus jeder Hand zu nehmen bereit ist und daß sie dabei Rücksichten auf Staatsformen und Regierungsmethoden nicht kennt.

Es gibt wohl keine Regierung Europas, die sich in ihrem praktischen Handeln weiter von den sittlichen Geboten des Christentums entfernt hat als die faschistische Regierung Italiens. Sie hat alle Freiheitsrechte des italienischen Volkes niedergetreten, den Arbeiter zum rechtlosen Paria herabgewürdigt, alle Bestrebungen des Proletariats, nach eigenen Ideen seine Lage zu verbessern, mit blutiger Gewalt unterdrückt. Mit Dolch und Revolver hat der Faschismus die Ausrottung und Einschüchterung seiner politischen Gegner betrieben, und auf der langen Liste seiner blutigen Opfer stehen nicht nur Sozialisten und Liberale, sondern auch katholische Priester. Nach außen verdrängt das faschistische Italien die Idee eines sich selbst „heilig“ sprechenden nationalen Egoismus, die dem internationalen Ideal der katholischen Kirche schnurstracks entgegengesetzt ist und die alle Freunde eines wahrhaftig gelichteten Friedens zu sorgfamer Wachsamkeit herausfordert.

Dieses faschistische Italien hat — nicht aus religiösem Eifer oder aus Begeisterung für die christliche Sittenlehre, sondern aus machtpolitischen Erwägungen — einen Kirchenstaat im kleinsten Umfang wieder hergestellt, dem Papst seine Stellung als „Staatsoberhaupt“ zurückgegeben und ihm eine reichlich bemessene geldliche Entschädigung für früher erlittene Unbill bewilligt. Der Papst hat diese Zugeständnisse angenommen, ohne zu fragen, von wem sie kommen und zu welchen Zwecken sie gemacht werden. In seinem Handeln zeigt sich der Dualismus zwischen geistiger Mission und kirchenpolitischem Wollen, der die ganze Kirchengeschichte durchzieht.

Daß sich auch die Gegenseite durch die gleiche Vorurteillosigkeit auszeichnet, ist weiter nicht verwunderlich. Nicht nur Paris ist eine Messe wert! Durch den Vertrag vom 11. Februar 1929 wird das einst kirchenfeindliche Italien zur katholischen Großmacht. In England und Deutschland überwiegt der Protestantismus. Spanien ist katholisch, aber seit dem Verlust seiner großen überseeischen Besitzungen immer nur eine Macht zweiten Ranges. Frankreich hat eine antikirchliche Befehlshaber, Zugeständnisse Poincarés an die Kirche stoßen auf heftigsten Widerstand der radikalen Linken. Italien schien bis vor kurzer Zeit weit davon entfernt, in der Gunst der Kirche anderen Mächten den Rang ablaufen zu können; zwischen ihm und dem Vatikan stand jener 20. September 1870, an dem die heilige Stadt von italienischen Truppen besetzt und der letzte Rest des Kirchenstaates vernichtet worden war. Jetzt aber ist nach fast sechzig Jahren des Unfriedens der Frieden in Rom wiederhergestellt, und Italien wird dadurch zur katholischen Vormacht.

Es kann kein Zweifel daran sein, daß Mussolini, einst der grimmigste Pfaffenfresser der sozialistischen Partei Italiens, seinen Frieden mit dem Vatikan vor allem deshalb geschlossen hat, weil er von ihm eine bedeutende Förderung seiner imperialistischen Bestrebungen erhofft. Er will für den Faschistenstaat die Sympathien der Katholiken in der ganzen Welt gewinnen, zum mindesten vorhandene Antipathien, die früher sich sehr deutlich bemerkbar machten, zum Schwanden bringen. Antifaschistische Äußerungen, wie man sie einst sehr zahlreich in der deutschen Zentrumspresse fand, wird man dort und in der übrigen katholischen Presse der Welt in Zukunft vergeblich suchen. Darüber hinaus werden sich zwischen den kirchlichen Missionen des Vatikans und den politischen des Quirinals Möglichkeiten der Zusammenarbeit ergeben, die bisher gefehlt haben. Das ist es, was Frankreich heute aufforchen läßt. Hat sein Konkurrent im Mittelmeer einen Vorsprung gewonnen?

Ueber innerpolitische Wirkungen des neuen Vertrags in Italien wird man nur unter gewissen Vorbehalten sprechen können. Was in Italien noch reden darf, feiert die Genialität des Duce, und was anders denkt, muß schweigen. Man darf jedoch nicht annehmen, daß das System der Gewalt imstande ist, geistige Strömungen, die starken geschichtlichen Traditionen entspringen, tiefer als unter eine schwache Decke hinabzubrüden, unterirdisch gehen sie weiter. Die nationale Tradition Italiens ist antiklerikal, denn im Kampfe mit dem Papsttum ist das geeinte Italien entstanden. Antiklerikal war bis zum Einbruch des Faschismus die Intelligenz, das Bürgerium, die Arbeiterklasse. Wenn jetzt der Katholizismus zur Staatsreligion erklärt wird, die kirchlichen Feiertage staatlich anerkannt werden, die religiösen Orden als juristische Personen auftreten können, wenn die rein kirchliche Ehe staatlich anerkannt und der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstellt, der Religionsunterricht auf die Mittelschulen ausgedehnt wird, so

wird sich das Gefühl sehr vieler Italiener gegen diese Neuerungen aufbauen.

In rein katholischen Ländern hat das Verhältnis zwischen Staat und katholischer Kirche stets eine ganz andere Rolle gespielt als in konfessionell gemischten. Wo die Mehrheit der Bevölkerung protestantisch ist, sind der Nachterweiterung Roms unübersteigbare Grenzen gesetzt. In Ländern, die neben dem Katholizismus so gut wie keine andere Religion kennen, hört der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht nicht auf. Auch der Frieden von Rom kann nur eine Kampfpause bedeuten und eine Veränderung der Kampfbedingungen, nicht aber die Beendigung des Kampfes selbst. Faschismus und Merkantilismus, miteinander verbündet, stellen gewiß eine ungeheure Macht dar — eine zu große vielschicht, als daß ihre Last vom italienischen Volke auf die Dauer ertragen werden könnte.

Was Deutschland betrifft, so wird der Faschismus hier keine größeren moralischen Eroberungen machen als bisher. Mag er auch katholischen Kreisen nun weniger haßenswert erscheinen, so wird auf andere die Entwicklung, die er in seinem Mutterlande genommen hat, einfließen abkühlend wirken. Die katholische Kirche aber hat an einem neuen Beispiel gezeigt, daß sie sich mit den politischen Zuständen abzufinden weiß, wie sie in den einzelnen Ländern eben bestehen. Es bleibt uns die Aufgabe, durch die Anwendung sozialdemokratischer Grundzüge aus der Deutschen Republik eine Festung zu machen, die für alle Mächte politischer und sozialer Unfreiheit unannehmbar ist.

Breitscheid und die Kommunistengranate

Talentsvolle Berichterstattung einer offiziellen polnischen Agentur.

Es ist noch erinnerlich, wie bei der Beratung des Kellogg-Pattes der sozialdemokratische Redner Dr. Breitscheid lobend darauf hinwies, daß die Sowjetregierung den Kriegsvertragsvertrag sehr hoch einschätze, während die Kommunisten seine Rede dadurch zu stören versuchten, daß sie eine angeblich illegale Granate auf den Tisch des Hauses niederlegen versuchten.

Dieser einfache und klare Tatbestand wird in dem polnischen Regierungsblatt „Epoka“ wie folgt dargestellt:

Während der Debatte bestieg der Sozialdemokrat Breitscheid die Tribüne, legte auf den Tisch des Präsidiums eine Granate und las gleichzeitig von einem Zettel folgende Worte ab: „Illegale Hausgranate, Nobel 1920, aus den Stahlfabriken in Bochum.“

Wir hatten zuerst angenommen, daß diese alberne Umkehrung des wirklichen Tatbestandes auf einen telegraphischen Übermittlungsfehler zurückzuführen sei, den allerdings die Warschauer Redaktion der „Epoka“ nicht hätte durchgehen lassen dürfen. Aber der Unstern hat doch zurecht Weisheit. Der Bericht ging nämlich, nach der Schilderung des Eingreifens Lobs, mit den Worten weiter: „Dieser Zwischenfall hatte Einfluß auf den Ton der Rede Breitschheids, der im weiteren Verlauf die Sowjets angriff.“

Was erst wird von Breitscheid behauptet, er hätte eine Kommunistengranate auf den Tisch des Hauses niedergelegt, und dann wird gesagt, er habe die Sowjetregierung angegriffen. Dabei war es umgekehrt, die Granate stellte eine Demonstration gegen Breitscheid dar, und Breitscheid war so weit entfernt davon, die Sowjetregierung anzugreifen, daß er sie sogar gegen die deutschen Kommunisten in Schutz nahm. In was für einer Märchenwelt lebt dieser Berichtschreiber!

Aber wir können das Gesehene der märchenhaften Berichterstattung lösen. Es handelt sich nämlich um militärische Berichterstattung. Die „Epoka“, wie auch andere polnische Blätter, bedienen sich einer Agentur „Aie“ als Quelle ihrer Nachrichten aus Berlin. Diese Quelle wird vom polnischen Kriegsministerium gespeist.

Der internationalistische Geist der Kriegsberichterstattung lebt wohl noch in den Redaktionen dieser Agentur weiter. Es besteht wohl Grund zu der Annahme, daß der polnische Kriegsminister diese Art Berichterstattung auf den Frieden umstellt, den wir nun schon immerhin bald zehn Jahre mit Polen haben.

Berichterstattung auf Gegenseitigkeit

Ballspiel zwischen SPD. und Schwerindustrie.

Die „Deutsche Bergwerkszeitung“ läßt in ihrer Sonntagspredigt einen weithin unbekanntem Konteradmiral a. D. Weisj mit Bemerkungen darüber zu Worte kommen, daß Deutschland bei den Verhandlungen über die russischen Faust auf den Tisch geschlagen“ und sich dabei die eigenen Finger verstaucht habe. Das schwerindustrielle Organ redet einem festen Bündnis zwischen Deutschland, Frankreich und England das Wort, um die Politik von Locarno zu Ende zu führen und auf diese Art zur Abrüstung zu kommen. Das Blatt stellt dabei zugleich als Ziel auf, daß Deutschland aufrücken muß, um ein wertvoller Bundesgenosse zu werden und um jeden Deutschen „wehrträchtig und wehrpflichtig“ zu machen. „Lefen denn,“ so ruft es partheilich und bekümmert aus, „die Leute, die mit Moskauer Lieblingen, keine kommunistischen Zeitungen? Nicht die „Rote Fahne“? „Unsere warme Freundschaft mit Moskau ist das erste Hindernis für unsere Verständigung mit Frankreich und England.“

Die „Rote Fahne“, die sich derzeit ernst genommen sieht, kann natürlich nicht umhin, nun ihrerseits die „Bergwerkszeitung“ tropisch zu nehmen. Sie istartikal dreispaltig über die Schwerindustrie, die Krieg mit der Sowjetunion will! Und endet in der Reparationskonferenz in Paris eine Kriegskonferenz gegen die Sowjetunion. . . . „die große Koalition soll die Arbeitermassen im Dienste der Unternehmerinteressen auf die Schlachtbank treiben“ — was soll sie noch sonst?!

Wir können die aufgeregte Einheitsfront von „Rote Fahne“ und „Bergwerkszeitung“ beruhigen. Das schwerindustrielle Blatt hat mit seinen Gedankengängen bisher nur auf die „Rote Fahne“ Eindruck gemacht — und die „Rote Fahne“ wird ebenso nur noch von der „Bergwerkszeitung“ ernst genommen. Es handelt sich nur um das Spiel zweier Partner, die sich die Bälle gegenseitig zuwerfen.

Professor Camerquin gestorben. Der offiziell französische Dolmetscher bei der Boischoixkonferenz, Professor Camerquin, der auch bei den Friedensverhandlungen in Versailles, den Reparationsverhandlungen, im Völkerbund und bei vielen anderen internationalen Konferenzen vorbildlich gearbeitet hat, ist im Alter von 50 Jahren gestorben.

Die Chinesische Gesandtschaft in Berlin dominiert auf Grund von Informationen aus der Heimat die Verhandlungen, daß Kommissar Wang in Peking zur Macht gelangen würden, daß Marquis Feng Du-shiang plötzlich aus politischen Gründen Peking verlassen hätte und daß die Nationalregierung wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht mehr fest sei.

Der Papst zeigt sich dem Volk.

Segen vom Außenbalkon der Peterskirche.

Rom, 12. Februar.

Anlässlich des Jahrestages der Papstkrönung feierte Kardinal Coccaelli eine große Messe. Um 11 Uhr erschien der Papst, enthusiastisch begrüßt, in der Kirche und nahm, umgeben von sämtlichen in Rom weilenden Kardinälen und den hohen Würdenträgern des päpstlichen Hofes auf dem Thron Platz. Auf einer besonderen Tribüne wohnten der König von Schweden, die beim Heiligen Stuhl beglaubigten Gesandten, die Mitglieder des Malteser-Ordens und des römischen Adels sowie bekannte Persönlichkeiten des politischen Lebens, darunter Minister Giurati und der Kaiserstaatssekretär beim italienischen Ministerpräsidenten der Feste bei. Eine ungeheure Menschenmenge füllte die weiten Hallen der Basilika. Trotz des unaufhörlichen Regens harreten auch auf dem Petersplatz gewaltige Menschenmassen hinter dem Spalier der Truppen und Carabinieri aus. Sämtliche Faschistengruppen von Rom waren mit ihren Fahnen erschienen. Nachdem die Feier im Innern der Kirche beendet war, erschien, begrüßt von enthusiastischen Zurufen der Menge, während die Truppen die Ehrenbesetzung erwiehen, der Papst, umgeben von den Kardinälen und den Würdenträgern des Hofes, auf dem äußeren Mittelbalkon der Kirche, von wo er unter andächtiger Stille den Segen erteilte. Nach der Segenserteilung wiederholten sich die begeisterten Kundgebungen der Menge.

Kardinal Bannuti rühmt Mussolini.

Rom, 12. Februar.

Der Legen des Kardinalkollegiums, Kardinal Bannuti, erklärte einem Mitarbeiter des „Popolo della Roma“, man habe seit dem Beginn der Faschistenherrschaft immer darauf vertraut, daß eine Versöhnung zwischen Staat und Kirche eintreten werde. Er sei überzeugt, daß der Vertrag im Ausland sehr günstig aufgenommen werden würde. Das Problem werde durch dieses Abkommen berari geregelt, daß dem Papst die volle Ausübung der für eine freie und unabhängige Regierung der Kirche unumgänglich notwendigen territorialen Souveränität zubilligt werde. Der Kardinal erklärte zum Schluß, die Namen

Die Sachverständigen arbeiten.

Sehmanöver aussichtslos.

Paris, 12. Februar. (Eigener Bericht.)

Die Sachverständigenkonferenz hat 10 Minuten zur Erledigung der unannehmlichen Eröffnungszeremonien gebraucht. Seitdem arbeitet sie, und seit 24 Stunden ist es bereits so, als ob die täglichen Beratungen von 11 bis 1 Uhr und von 3 bis 5 Uhr die selbstverständliche Sache der Welt wären. Man ist bereits in den Meinungs-austausch über die materielle Seite der Diskussionsfragen eingetreten. Beschlüssen wurde u. a., daß die Hilfsdelegierten den Sitzungen zwar beiwohnen können, jedoch ohne Stimme. Während die Konferenz zuerst beschloß, daß die Beratungen völlig geheim bleiben sollten, haben die inzwischen veröffentlichten Sensationsmeldungen die Delegierten davon überzeugt, daß dieses Verfahren seine Schattenseiten hat. Es soll daher täglich ein Komunique herausgegeben werden.

Die Pariser bürgerliche Presse fordert die Militärs zur Herstellung einer Einheitsfront gegen Deutschland auf. Die Gläubiger, heißt es, müßten sich folgerichtig erklären, sie dürften nicht in Uneinigkeit verfallen, dann würden sie den Sieg davontragen. Die Sachverständigen machen glücklicherweise nicht den Eindruck, als sollte die Sachlichkeit und Einfachheit, mit der sie herantreten, der französischen Deffenlichkeit den Beweis liefern, daß nun wirklich

die Zeit der gegenseitigen Bedrohung vorüber

ist und die Herstellung des Friedens das Gegenstück einer Einheitsfront gegen Deutschland erfordert. Eine solche hätte auch angesichts der Verschiedenheit der Auffassungen, deren Ausgleich die Aufgabe der Konferenz bildet, wenig Aussicht und Sinn. Wenn die Franzosen die Notwendigkeit der Erfüllung der Forderung auf Deckung ihrer Schulden und eines Teils ihrer Wiederaufbaukosten betonen, wenn Dr. Schoch bereits darauf hingewiesen hat, daß Deutschland auch im allgemeinen Interesse nicht über Gebühr belastet werden dürfe, so drückt der Amerikaner, dem im Bewußtsein ihrer eigenen Parteilichkeit gerade von Deutschen und Franzosen gern eine wenig die Führung überlassen wird, dem ganzen die Atmosphäre einer zwanglosen geschäftlichen Regelung auf. Vierpont Morgan äußerte sich bereits gestern so und eine Batterie Seltenerwasserflaschen, die gestern im Konferenzsaal in der Gegend der Amerikaner ausgefahren wurde, konnte überdies wie ein Symbol wirken: es wird vermutlich etwas Wasser in den Wein aller Teilnehmer gegossen werden.

Debatte über deutsche Steuern und Löhne.

Paris, 12. Februar. (BZA.)

In der heutigen Sitzung des Reparationsausschusses machte Reichsbankpräsident Dr. Schacht längere allgemeine Ausführungen, an die sich eine Diskussion schloß, in der einige Einzelragen näher erörtert wurden, so auch die Frage der Steuerbelastung in Deutschland und die Frage der Arbeiterlöhne. Diese Fragen und einige andere, die Dr. Schacht angeschnitten hatte, werden morgen weiter behandelt werden.

Ein ostliches Komunique ist heute nicht ausgegeben worden.

Zusammenhänge.

Der Goldmacher Tausend und seine Freunde.

Der Schwindler Tausend, der unter der Vorpiegelung, Gold herstellen zu können, viele zahlungsfähige Leute hineingelockt hat, hat auch in Bremen eine „Goldfabrik“ befestigt. Die Liste der daran beteiligten Leute ist sehr reichlich.

Das Geld gab der millionenreiche Konjul X. Held, ein Hauptgelddgeber Ludendorffs. Geschäftsführer der Goldfabrik war ein Herr Wilhelm Kropf, damals Oberleutnant und Adjutant des Freikorpsführers Caspari. Herr Kropf ließ sich mit besonderer Wärme für den Bememörder Fuhrmann ein. Zweiter Geschäftsführer war Herr Frick Ruchenmeister aus Freidberg in Sachsen, derselbe Mann, dem das Wort gehörte, aus dem heraus Walter Rathenow meuchlings erschossen wurde. Im Betrieb angeleitet war der Silenjohn Ludendorffs. Der große Ludendorff selbst beschäftigte unter der Maske eines Geheimrats wiederholt den Betrieb.

Pius XI., Caspari und Ruffolini, der der wahre Führer einer weisen religiösen und bürgerlichen Politik sei, würden in der Geschichte dieses Ereignisses rühmlich fortleben.

Der Inhalt des Vertrages.

Rom, 12. Februar. (Eigener Bericht.)

Der zwischen der italienischen Regierung und dem Papst geschlossene Vertrag enthält die Bestimmung, daß die katholische Religion entsprechend der Verfassung italienische Staatsreligion ist. Die italienische Regierung übernimmt die Einrichtung einer Eisenbahnstation, von Telegraph, Radio, Telefon und Post in der vatikanischen Stadt. Sie anerkennt das Recht der Kurie, Gesandtschaften zu entsenden und zu erhalten. Italien errichtet beim Papst eine Botschaft, der Papst beim italienischen Hof eine Nuntiatur. Die vatikanische Stadt ist als ein ewig neutrales und unzerlegbares Gebiet zu betrachten. Die römische Frage erklärt der Papst für erledigt.

Das Konkordat betont die Eigenschaft Roms als „heilige Stadt“. Die italienische Regierung verpflichtet sich, diesen Charakter der Stadt in jeder Hinsicht zu wahren. Die religiösen Orden werden als juristische Personen anerkannt. Im Ehe recht erkennt der Staat die Gleichwertigkeit der rein kirchlichen mit der zivilen Ehe an. Der Religionsunterricht soll auf die höheren Schulen ausgedehnt werden.

Die Finanzkonvention legt die Ueberweisung von 750 Millionen Lire und von einer Milliarde Staatsrenten an den Vatikan fest. Zu diesem Zweck soll eine neue italienische Staatsanleihe als „Versöhnungsanleihe“ zur Zeichnung aufgelegt werden.

Angesichts des Sieges auf der ganzen Linie, den das Papsttum errungen hat, ist der Pomp begreiflich, mit dem am Dienstag in Rom der siebente Jahrestag der Krönung des Papstes Pius XI. begangen wurde. Die Straßen Roms waren vielfach mit den päpstlichen Farben geschmückt, besonders im vatikanischen Stadteil. Ueber hunderttausend Personen waren auf dem Petersplatz und in der Kirche versammelt.

Ein kommunistischer Geistesriese.

Vom natürlichen und unnatürlichen Kapitalismus.

Die kommunistische Zentrale ist im Aneinbest der allein echten Lehren des durch Lenin verbesserten Marxismus. Jeder ihre Anhänger ist ein Geistesriese der sozialistischen Theorie gegenüber den sozialdemokratischen Theoretikern, die Marx niemals verstanden und vom Sozialismus keine Ahnung haben.

Glücklicherweise sorgt die kommunistische Zentrale für die Ausbreitung der allein echten Wahrheit. Wie — das erzählt die Brandlerische „Arbeiterpolitik“:

„Früh Freitag ist Sekretär des Unterbezirks Düsseldorf und Mitglied des Reichstages. Als getreuer Knoppe der Thälmann-Zentrale hält er jetzt Kurie über das Programm der kommunistischen Internationale ab. Dabei entwarf er im jüngst folgenden Fundamentalkampf:

„Der Kapitalismus ist unnatürlich und weil er unnatürlich ist, muß er verschwinden. Wäre der Kapitalismus natürlich, dann brauchte er nicht zu verschwinden.“ Das Auditorium staunte. Es staunte aber bei nachfolgender Szene noch viel mehr. Freitag wurde von einem Genossen gefragt, was denn eigentlich eine These sei. Freitag nimmt zwar alle Thesen befehlungslos an, aber was denn eigentlich so eine These für ein Ding ist, das wußte er nicht. Er gab deshalb die Frage an die Versammelten weiter. Darauf erklärte ein Genosse:

„Eine These ist eine Behauptung.“ Jetzt ist Freitag glücklich, zu wissen, daß eine These eine „Behauptung“ ist. Einige Minuten darauf fragte ein anderer Genosse, was eine Synthese sei. Bei Freitag brach der Angstschweiß aus. Er hatte keine Ahnung. Da die anwesenden Genossen beharrlich schwiegen, gab Freitag selbst die „Erklärung“. Sie lautet mündlich:

„A, Genossen, über das Wort Synthese ist sich die Wissenschaft selbst noch nicht im klaren.“

Wir sind restlos erschlagen und geben ohne weiteres zu, daß wir den Unterschied zwischen natürlichem und unnatürlichem Kapitalismus bisher noch nicht verstanden hatten. Ob der „natürliche Kapitalismus“, der nicht zu verschwinden braucht, die Kap ist — wer weiß es? Wir werden es niemals lernen, und deshalb werden wir immer vom Genuße der höchsten Weisheit der Kommunisten ausgeschlossen bleiben.

Sozialdemokratische Koalitionspolitik.

Ein Vortrag von Carl Severing.

In der Vereinigung Sozialdemokratischer Studierender sprach gestern im Sitzungssaal des ehemaligen Herrenhauses Reichsminister Carl Severing über Koalitionspolitik.

Nach den Wahlen zur Nationalversammlung — so führte Severing aus — war die damalige Mehrheitssozialdemokratie, auch zusammen mit den Unabhängigen, in der Minderheit. Sie mußte, um so mehr, als die Unabhängigen eine Beteiligung an der Regierung ablehnten, eine Bundes- und Arbeitsgemeinschaft mit Demokraten und Zentrum bilden. Wenn die Sozialdemokratie damals eine Minderheitsregierung gebildet hätte, wäre auf ihr allein die Verantwortung für den Frieden von Versailles gefallen, das Verfallenswerk wäre gefördert worden und wer weiß, ob die Sozialdemokratie allein den Kopp-Putsch hätte bezwingen können. Ähnlich liegen die Dinge in Preußen. Auch hier ist die Sozialdemokratie in der Minderheit. Aber dadurch, daß Sozialdemokraten 1923 die wichtigsten Posten inne hatten, wurde das Chaos gehand. Eine starke Partei wie die Sozialdemokratie darf nicht ablehnen stehen. Sie muß dabei sein, wenn im neuen Deutschland regiert wird. Das Ideal ist, daß wir allein die Mehrheit der Stimmen in den Parlamenten hinter uns haben. Dann bin ich der Regie der die Verantwortung für die Partei ablehnt und Koalitionspolitik treiben möchte. Solange wir aber gezwungen sind Arbeitsgemeinschaften zu bilden, müssen wir versuchen, in den Koalitionen möglichst stark zu sein, um Stück für Stück, Tag für Tag unsere Forderungen durchzusetzen. Das große Ideal des Staates der sozialen Gerechtigkeit und Freiheit bleibt uns. Jeder noch so kleine Schritt auf dem Wege zu ihm ist wertvoll.

Ein Haufen jugendlicher Kommunisten verjagte den Vortragenden durch wüste Zwischenrufe und lärmende Bemerkungen zu stören. Der Vortragende sah sich schließlich gezwungen, die Hauptstreker aus dem Saale zu verweisen.

Das Zentrum in Opposition.

Finanzpolitik ohne feste Mehrheit?

Die Zentrumsprelle setzt sich neuerdings mit den Leuten auseinander, die den Austritt des Zentrums aus der Reichsregierung als Spielerei und als Bluff behandeln. Wir haben von Anfang an nicht zu denen gehört, die die Sache so leicht nehmen, und wenn das Zentrum jetzt versichert, daß die Optimisten durch die kommenden Reichstagsverhandlungen und Ereignisse sehr bald eines anderen und besseren belehrt werden würden, so glauben wir, daß diese Ankündigung, die einer Drohung gleichkommt, nicht leichtfertig in den Wind geschlagen werden darf. Das Zentrum wird Opposition treiben, und wenn es auch einstweilen vielleicht nicht darauf aus ist, unmittelbar durch eine Abstimmung im Parlament den Sturz des Kabinetts herbeizuführen, so kann es doch einem vernünftigen und sachgemäßen Weiterarbeiten die denkbar größten Schwierigkeiten bereiten. Man braucht nur zu sehen, in welcher Art der Reichsrat jetzt den vorgelegten Etat und die Deckungsentwürfe behandelt. Es hat den Anschein, als ob sich eine positive Mehrheit überhaupt nicht bilden wolle, außer etwa für die Umsatzsteuer, die für die Sozialdemokratie gänzlich untragbar ist. Das Bild mag sich im Laufe der nächsten Wochen noch ändern. Aber die Frage bleibt offen, wie denn überhaupt eine Lösung der Finanzprobleme gefunden werden soll, wenn keine Regierungsmehrheit vorhanden ist, d. h. wenn das Zentrum sich der Koalition entzieht.

Die Führung der Zentrumsparlei kennt diese Situation und nutzt sie aus. Das ist, um die in der letzten Woche viel zitierte Bindung zu gebrauchen, eine politische Realpolitik. Rein parteipolitisch gesehen ist sie natürlich zu ihrem Verhalten durchaus berechtigt. Sie weiß, daß das Zentrum unentbehrlich ist und verlangt deshalb für seine Mitarbeit den entsprechenden Preis. Sich darüber zu entrüsten, ist zwecklos. Aber das Recht, von einer günstigen Position zu profitieren, hat doch überall dort, wo man schließlich auf ein Zusammenwirken mit anderen angewiesen ist, seine Grenzen. Sie sind gegeben durch die Rücksicht auf die Gemeinschaft und ihre Notwendigkeiten. Das Zentrum will, wie die „Germania“ sagt, von der gewonnenen Freiheit „selbstverständlich nur einen ganz sachlichen, aber ausreichenden und ausgiebigen Gebrauch machen“. Ueber das, was ausreichend und ausgiebig ist, werden die Meinungen vermutlich bald auseinandergehen. Aber darüber muß man sich im Lager des Zentrums auch klar sein, daß niemand im Lande es verstehen würde, wenn es ein parlamentarisches Chaos herbeiführte, nur weil es einer der Volkspartei einmal gemachten Zugabe nachträglich nur eine Geltungsbauer für den Moment, wo sie erfolgte, zuerkennen wollte.

Wenn wir hier in erster Linie vom Zentrum sprechen, so, weil sein Schritt die gegenwärtige Krise eröffnet hat, und weil es nicht müde wird, sein eigenes Lob zu singen. Daß wir auch die Volkspartei immer wieder an ihre Verantwortlichkeit erinnern müssen, ist selbstverständlich. Der Reichstag ist auf eine Woche vertagt. Wenn sich nach seinem Wiederzusammentritt die beiden streitenden Gruppen noch ebenso unerbötlich gegenüberstehen wie heute und alle Bemühungen zu einem Ausgleich ergebnislos bleiben, dann werden sie sich zwar voller Stolz der Behauptung ihres Bestehens rühmen können. Der Republik und der Demokratie jedoch wird eine solche Prestigepolitik zum schwersten Schaden gereichen.

Ein Notefat erforderlich.

Die zuständigen Ausschüsse des Reichsrats besaßen sich jetzt mit dem von der Reichsregierung vorgelegten Etat. Dem Reichstag wird der vom Reichsrat verabschiedete Entwurf frühestens Ende Februar zugehen. Da im März in Anbetracht des Parteitag der Sozialdemokratie und mit Rücksicht auf das bevorstehende Osterfest der Reichstag nur 14 Tage zusammen sein dürfte, ist mit einer Verabschiedung des Etats bis zum 1. April nicht zu rechnen. Infolgedessen wird ein Notefat notwendig.

Räumung vor dem Aufstand.

Protest gegen französischen Generalsabsp'au.

Paris, 12. Februar. (Eigenbericht.)

Eine von der kommunistischen Gewerkschaftsleitung veranstaltete Kundgebung hat den Pariser Generalsab zum Nachdenken darüber veranlaßt, wie am besten einer in Paris ausbrechenden Revolution zu begegnen sei. Solcher Ueberlegung verdankt der berühmte Man S. seinen Ursprung, in dem vorgelesen ist, daß im Falle erster Unruhen Paris bis auf kleine Teile militärisch geräumt werden soll. Dieser Plan hat in der Öffentlichkeit heftigen Protest hervorgerufen, sie schaudert vor dem Gedanken zurück, Paris erst den Kommunisten zu überlassen und es dann von außen her mit Gewalt zu nehmen. Auch der Polizeipräsident hat sich energisch gegen die Absichten des Generalsabes gewandt. Dieser benahm jedoch, noch bevor die Regierung endgültig zu dem Plan Stellung genommen hatte, bereits mit der Durchführung und ließ einige Regimenter der Pariser Garnison nach auswärts verlegen. Infolge einer Interpellation in der Kammer veranlaßte jedoch die Regierung die vorläufige Zurücknahme dieser Anordnung. Das letzte Wort hat nun der nationale Verteidigungsrat zu sprechen, dessen Zusammentritt in den nächsten Tagen erfolgen soll.

Dieser Plan ist nicht neu. Ihn hat ihn seit 1830 immer wieder propagiert und schließlich 1871 bei dem Kommuneraufstand verwirklicht. Ueberwiegend ist höchstens, daß der französische Generalsab ernsthaft an einen Umsturz in Paris denken kann.

Ein Waffenschmuggler.

Paris, 12. Februar. (Eigenbericht.)

Wie das „Journal“ aus Langer berichtet, hat man in den Gewässern vor Spanien-Raralka einen geheimnisvollen Dampfer entdeckt, der sich sorgfältig jeder Ueberwachung zu entziehen versuchte. Man vermutet, daß es sich um ein Schmuggelschiff handelt, das den aufständigen Eingeborenen Waffen liefern wolle.

Der Flugbombenabwurf auf indische Kellerei, der 13 Menschen tötete, ist von der Regierung im indischen Parlament auf eine Verletzung unglücklicher Umstände zurückgeführt worden, aber auch auf Fehler einiger Offiziere, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden würden.

Das warnende Beispiel.

Ein Erlass Prius de Riveras bedroht Ho mit Strafe, die dem Lande Unheil voraussetzen.



Wilhelm: „Lieber Primo, das führt zu nichts. Ich wollte auch keine Schwarzzeher dulden und muß nun doch Erinnerungen schreiben.“

Das Recht in Preußen.

Drenzlau, Gollnow und Magdeburg.

Der Hauptausschuß des Preussischen Landtages führte am Dienstag die allgemeine Besprechung des Justizhaushaltes in zehnstündiger Sitzung zu Ende. Aus den Reden der parteipolitischen Abgeordneten, Landgerichtspräsident Eichhoff und Landgerichtsdirektor Stendel, ist bemerkenswert, daß sie sich dem Bedauern über die Urteile angeschlossen, die der Republik den nötigen Schutz verlagern. Abg. Stendel polemisierte namentlich gegen die Drenzlauer Gerichtsbeschlüsse, durch die Oberst Düsterberg außer Verfolgung gesetzt wurde. Bemerkungen der Abgeordneten Eichhoff und Hestermann (Wirtsch.-P.) über angebliche Bevorzugung katholischer Justizbeamter bei der Beförderung veranlaßten den Justizminister Schmidt zu der Erklärung, daß er strenge konfessionelle Parität wahren lasse, was er im einzelnen stichpunktartig belegte. Ueber das Zeichen in Gerichtsakten erklärte der Minister, daß die Wählerregister in der Presse zur stehenden Einrichtung geworden sei, und daß daher auch das Zeichen und Photographieren zugelassen werden müsse, sofern es die Ordnung nicht störe.

Abg. Lüdicke (Dnat.) verteidigte nochmals die deutschnationalen Anträge im Magdeburger Falle Schröder-Haas. Er betonte ausdrücklich, daß auch von den Deutschnationalen

die Unschuld des Haas nicht bezweifelt

werde, es kämen aber vielleicht andere Mitglieder des Schröder in Frage. Dem Preussischen Richteramt, namentlich seinem Vorstand, warf Lüdicke vor, daß er in der Sache Düsterberg keinen Männerstolz vor Missleressen gezeigt habe. (Lebhafte Hört, Hört bei den Regierungsparteien.)

Abg. Brückner (Soz.)

geißelte die entstehende Art, in der die „Deutsche Zeitung“ über die bisherigen Verhandlungen berichtet hat. Er besproch dann den Fall des früheren sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Hoffmann-Guben. Hoffmann ist auf Grund haltloser Verdächtigungen verhaftet und gefesselt durch die Stadt transportiert worden. Die deutschnationalen Landtagsfraktion hat, noch ehe ein rechtskräftiges Urteil vorlag, eine unerhörte Hehe gegen Hoffmann veranstaltet. Jetzt ist Hoffmann in zweiter Instanz mit einer ihn völlig rechtfertigenden Begründung auf Kosten der Staatskasse freigesprochen worden und das Gericht hat ihm Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft zuerkannt. Hoffentlich würden jetzt auch die Deutschnationalen ihr Unrecht gegen Hoffmann bedauern. (Zurufe: Na, na!) Der Redner behandelte weiter die Fälle, in denen Arbeitsgeber, die abgezogene Krankenkassenbeiträge nicht abgeführt hatten, mit der Begründung freigesprochen worden sind, daß Unterbringung nicht vorliege. Diese Fälle haben große Erbitterung in der Arbeiterschaft erregt. — Die tags zuvor vom Abgeordneten Kuttner vorgebrachte Serie der Skandalurteile in Sachen Republikflucht muß noch um den Fall Stadler vermehrt werden. Herr Stadler, ein Führer des Stahlhelms, hat bei einer Rede in Gollnow

die Republik mit einem Kuffladen verglichen.

der unter der erstarrten Kruste fester Rechtsformen innerlich doch noch weich und mit Dred gefüllt geblieben sei. Stadler hat sich vor Gericht damit verteidigt, daß er zu diesem Beispiel gegriffen habe, weil ihn seine ländlichen Zuhörer sonst nicht verstanden hätten! Das Gericht ist diesen Ausführungen gefolgt und hat Stadler freigesprochen.

Der Justizminister erklärte zum Falle Stadler, daß das Urteil erst jüngsten Datums sei und nachgeprüft würde, gegen den Freispruch habe die Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt.

Abg. Heilmann (Soz.)

erwiderte auf die geistigen Angriffe des deutschnationalen Abg. Deereberg, die sich gegen das Theaterstück „Die Verdreher“ von Brückner richteten. Herr Deereberg habe mit Emphase erklärt, daß solche Fehlsprüche wie in dem Brücknerschen Stück in der Wirklichkeit nicht vorkämen. Gleich darauf aber habe Deereberg aber von dem Todesurteil gegen Oberleutnant Schulz als einem völligem Fehlspruch gesprochen, der durch große Mißachtung einzelner Indigen zustande gekommen sei. Der Redner wendet sich

dann zu der Großen Anfrage der Deutschnationalen über den Fall Magdeburg und verliest einzelne Sätze daraus, wie z. B. den, daß hier das Recht zugunsten einer krankhaften Staatsraison gebeugt worden sei. Wenn man bloß Aufklärung verlangen wolle, wie jetzt von dem deutschnationalen Redner gesagt wird, so hätte die deutschnationalen Fraktion wohl eine andere Formulierung gefunden. Daß bei der Stellung der deutschnationalen Anfrage Haas habe verdächtigt werden sollen geht aus dem Satz der Großen Anfrage hervor, wonach das Eingreifen der Verwaltungsbehörde angeblich auf den Schwager des Haas, das Reichstagnarvorstandsmitglied Krohn zurückzuführen sei. Dieser Satz enthalte doch den Vorwurf, daß die Verwaltung den schuldigen Haas auf Veranlassung von dessen Schwager habe schützen wollen. Das

Verhältnis von Polizei und Justiz

in Kriminalfällen bedürfe einer gründlichen Klarung. Das zeige der Fall „Immerstreu“, aber noch mehr der Fall Husmann-Bladacz. Die Kriminalpolizei steht im Bladacz Fall noch fest auf dem Standpunkt, daß die Ueberführung des Husmann geglückt wäre, wenn nicht der Untersuchungsrichter den Haftbefehl gegen den von der Polizei festgenommenen Husmann verweigert hätte, angeblich mit der Begründung: „Einige Arbeiter würde ich verhaften, bei einem Primaner scheint mir die Sache zweifelhaft.“ Er, der Redner, wolle sich den Standpunkt der Polizei nicht ohne weiteres zu eigen machen, aber die Sache bedürfe der Klärung. Zu dem Streik um die partielle Befreiung der Präsidien bemerkt der Redner, daß die Sozialdemokratie leider in keinem einzigen Präsidium vertreten sei. Von einer bevorzugten Beförderung von Sozialdemokraten in der Justiz sei jedenfalls nichts zu merken. Ebenso stehe es bei den mittleren Beamten. Gegenüber dem demokratischen Berichterstatter Dr. Orgzmet hob Heilmann hervor, daß zu optimistischem Jubel über eine Wandlung der Justiz kein Anlaß sei, es lägen nur ganz bescheidene erste Ansätze vor.

Am weiteren Verlauf der Debatte begründete die Abg. Frau Helfers (Soz.) die sozialdemokratischen Anträge, die sich mit der Besserstellung der Justizbeamten beschäftigen. Mit besonderem Nachdruck vertritt die Rednerin die Forderung auf einen Kleidergeldzuschuß für Justizwachmeister, sowie auf Bereitstellung von 200 000 Mark zur besseren Ausbildung der Rechtspfleger. Die technischen Bureaueinrichtungen der Justiz sind noch sehr verbesserungsbedürftig. Die Rednerin wandte sich dagegen, daß von den Bureaubeamten in der Prüfung die Beherrschung der Rechtskurzschrift obligatorisch verlangt wird und andere Kurzschriften nicht als gleichwertig zugelassen sind.

Gegen Schluß der Sitzung versuchte der Abgeordnete Kaufmann (Dnat.) noch eine sehr ungeschickte Rechtfertigung der Drenzlauer Beschlüsse in Sachen Düsterberg. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte der Justizminister, daß ihn diese Ausführungen nicht überzeugen könnten.

Am Mittwoch schließt sich die Beratung des Strafvollzuges, die Einzelberatung der Einzelurteile und Abstimmung über die vorliegenden etwa 130 Anträge an.

Lösegeld für Flieger.

Ungarn sehen vier Engländer fest.

Belchamar, 12. Februar.

Drei britische Militärflugzeuge haben gestern 36 Personen, unter ihnen eine Anzahl deutscher Staatsangehöriger, aus Rahyl abgeholt. Eins dieser Flugzeuge machte in der Nähe von Belchabad eine Zwischenlandung, um zwei Flieger zu reiten, die vor einiger Zeit in dieser Gegend niedergehen mußten. Bei der Landung wurde das Flugzeug von Eingeborenen umringt, die eine Wache aufstellten, um die Maschine vor Beschädigung zu schützen und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Eingeborenen nahmen den Flieger gefangen. Die drei Flieger werden in Freiheit gesetzt werden, wenn die Verhandlungen über ein Lösegeld abgeschlossen sind.

Was wir nicht kennen.



Berlin soll bald Paris den Rang ablaufen, so hört man oft genug die Fremden erzählen. Einstweilen ist Paris Frankreich, und — ähnlich wie es bei uns ist — gibt es viele Pariser, die außer Paris nur Versailles kennen und vielleicht noch St. Germain. Im großen und ganzen sind wir Großstädter Befangene unserer Städte!

Der Lokalpatriotismus gedeiht in Paris wie überall. Der Pariser ist stolz auf seine Stadt, genau so wie dem Berliner das Herz bubbert, wenn er die Karawanen von Fremden auf den Rundfahrtautos beobachtet. Wenn man Berg'eide zwischen den beiden Städten anstellt, muß man sagen, daß Berlins Gepräge einheitlichere Formen aufweist, als Paris. Dort gibt es Viertel, die den Beschauer in eine kleine Provinzstadt versetzen, Straßen, Plätze, die wie Märchen längst vergangener Zeiten anmuten. Dann kommen wieder Gegenden, wo man sich nach England verfehlt glaubt. Man muß dem Bädeler recht geben wenn er behauptet, daß in Paris die Umgangssprache englisch sei! Dem Pariser wird dies natürlich nicht auffallen. Er mischt sich unter die Fremden, besucht die großen Boulevards der Montmartrevarietés, doch im allgemeinen ist er vielleicht solider als der Berliner. Was dann noch in den Bars und Vergnügungsetablissemants herumwirrt, sind außer den Fremden die Einheimischen, die so die Vergnügungsindustrie in Schwung bringen.

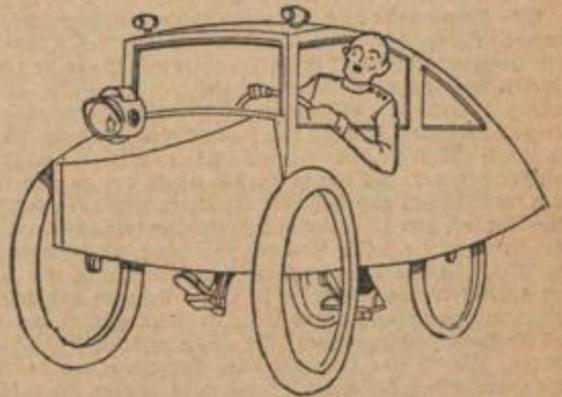
Daß die Vorbereitungen und Abschüsse von Geschäften ausschließlich nur in Cafés oder Bars getätigt werden, das sehen wir schon an der Fülle am frühen Morgen. Nicht die vielen schmalen Liebespärchen verwundern uns, nein, die Lebhaftigkeit, die der Pariser zwischen einem Café und Kognak aufbringt, um sich endlich in ein Geschäft zu stürzen! Die Zeit scheint hier sehr billig zu sein. Von Hast und Tempo merkt man hier nicht viel. Damit ist natürlich nicht der Verkehr gemeint, der ist ein Kapitel für sich. Es durchzieht diese Stadt das Wort: „Laf! jeden tun, was er will.“ Darum ist es auch schwer, in Paris aufzufallen. Das sah ich an einem jungen Roller, der es wahrscheinlich um jeden Preis wollte. Er fährt vor dem Café du Dome, auf dem Montparnasse, wo noch die ersten Roller in Samthoden umherlaufen und mild gefangen werden, täglich mit einem merkwürdigen Auto vor. Der phantastische Künstler in seinem dunkelblauen Belourkleid ureigensten Entwurfes entleitet ihm, und wenn man genauer hinsieht, so entdeckt man, daß das Auto gar kein Auto ist, sondern ein noch nie dagewesenes, selbstgefertigtes Gefährt, konstruiert aus drei Fahrradern, mit Pedalen zum Treten, großbuntem Dach und versehen mit einer Menge von Vorrichtungen, die natürlich hier ganz überflüssig und sinnlos sind, während sie vielleicht einem Rolls Royce zur Ehre gereichen würden!

Dem Pariser fällt nichts auf. In den ersten Morgenstunden kann man im Frad durch die grauen Hallen gehen, es wird einem niemand nachrufen, man nimmt davon einfach keine Notiz in Paris. Genau so ist es mit den kleinen Rotunden auf der Straße: wenn die Herren hineingehen, kann man ihre Füße sehen, weil das Schußblech nicht bis zur Erde reicht; das ist doch komisch, und es stört keinen. Ich hatte Gelegenheit, einen älteren, würdigen Herrn, der scheinbar nicht einmal bejagtes Schußblech für notwendig hielt, zu beobachten. Aber... Diesmal fiel es zwar immer noch keinem Passanten auf, was da geschah, immerhin aber doch einem Schumann, der sich strafenden Blickes näherte. Der ernste alte Herr ließ sich nicht verbliffen, noch weniger stören. Er sagte nur mit seiner linken Hand so nebenbei an seinen Rockausschlag und ließ das Bändchen der Ehrenlegion in der Sonne funkeln. Der Schuhmann grüßte, nicht verstehend und verschwand.

Dieses Volk lebt an der Grenze der Harmlosigkeit. Kindlichkeit strömt aus den Besuchern der Montmartre-Cafés. Da ist eines, in dem es Usus ist, daß jeder sein eigener Kapellmeister sein kann. Musikinstrumente stehen den Gästen zur Verfügung, jeder greift



sich ein Instrument, macht sich und seiner Begleiterin Musik, und je lauter der Lärm, desto amüsanter gestaltet sich der Besuch dieses Lokals. Sollte dort die Geburt der Jazzmusik stattgefunden haben? In einem anderen Café wollte der Wirt die Musiksteuer sparen, darum läßt er einen jungen Mann vor eine nackte Holzleiste stellen. Dieser hoffnungsvolle junge Mann bläht mit zerquetschtem Mund sämtliche gewünschten und ungewünschten Töne, manche behaupten sogar, daß in der Kiste Ragen eingesperrt seien, die den Musikimitator zuweilen ablösen, und neben dem Gebläse schrubbt der junge Mann mit seinen Handschellen im unvermeidlichen Rhythmus den Takt auf der Holzleiste, die hinter ihm steht. Herrlich ist es, das Publikum amüsiert sich und jubelt dem jungen Mann zu!



Es geht ein Zauber von dieser Stadt aus, der manchenmal in so krasser Wirklichkeit endet, daß man plötzlich mitten in der Stadt vor einem Drahtverhau steht. Man liest auf der Tafel: „Dieses Stadtviertel ist wegen Typhus gesperrt!“ Meine Gastgeberin nimmt mir das Versprechen ab, kein Wasser zu trinken, nur abgekochtes, dann sagte sie: „Vermeiden Sie soviel wie möglich Fleischspeisen.“

Eine Großstadt ohne Schatten wäre eben nicht die Metropole des Landes.

Das Unglück des Schlafwagenzuges.

Das Signal war durch die vereiste Scheibe unsichtbar.

Die Untersuchung des Eisenbahnunglücks bei Burgstamm soll bisher ergeben haben, daß neben dem Lokomotivführer des Münchener Schlafwagenzuges auch der Weichenwärter vom Stellwert der Station Gräfenhainichen eine gewisse Mitschuld an dem Zusammenstoß trägt. Der Beamte hatte zwar den kurz vorher durchfahrenden Friedrichshafener Schnellzug D 238 beobachtet, daß er das Ausfahrtsignal von Gräfenhainichen in Richtung Burgstamm auf Halt gelegt hatte, er durfte aber nach Lage der Dinge entsprechend seinen genauen Vorschriften trotzdem noch nicht die Einfahrt für den Schlafwagenzug nach Gräfenhainichen freigeben, wie er es am Montagabend getan hat. Das schwere Unglück ist vor allem eine Folge des Frostes. Die Scheiben des Führerstandes auf der Lokomotive waren so vereist, daß der als zuverlässig bekannte Führer das Haltesignal nicht deutlich genug erkennen konnte. Bei der äußerst scharfen Kälte der letzten Nacht hält man es für begreiflich, daß der Lokomotivführer nicht den Kopf über die Scheiben hinausgestreckt hat, da er auch nicht ahnen konnte, daß ein überraschendes Signal gezogen war.

Im Laufe des gestrigen Dienstags konnte der Betrieb auf dieser Hauptstrecke wieder zweigleisig aufgenommen werden. Das Befinden der drei schwerverletzten Fahrgäste des Schlafwagenzuges ist den Umständen nach zufriedenstellend, auch das des Amerikaners Jöllner, der nicht nur beide Unterschenkel, sondern

Der Aufruhr des schiefen Calm

Roman einer Revolution. Von Gerhart Heilmann Mostae

Kerstens Erstaunen unterbrach die Herzogin, die mit eiligen Schritten hereinkam. Trosegl zuckte nervös. Er hatte ihre unvorsichtige Leidenschaftlichkeit. Dies Erscheinen in seinem Zimmer würde dem Hofratssch wieder Nahrung geben. Natürlich.

Friederike sah sie schnell. „Von Seiner Durchlaucht. Streng vertraulich. Seine Durchlaucht bedauern, nicht selbst kommen zu können. Sie hüben das Bett.“ Sie gab Trosegl das Papier. Er öffnete es schnell. Es war unterschrieben! Trosegl ging mit Kersten ins Vorzimmer. „Schreiben Sie bitte, was ich Ihnen sage. Wey und teilen Sie es unten im Landtag mit — so schnell wie möglich.“

„Darf ich mir das anhören, Herr von Trosegl?“ fragte Kersten. „erstaunt über diesen direkten Verkehr eines ihm unterstellten Beamten mit dem Herzog.“

„Bitte, Herr von Kersten. — Also Wey! Seine Durchlaucht bitten den Landtag, seine heutige Sitzung ohne weitere Beschlussfassung abbrechen. Seine Durchlaucht bereiten umfassende Änderungen im Ministerium vor, die das Verhalten des Landtags anders zu beeinflussen geeignet wären.“

„Erlauben Sie,“ fragte Kersten verblüfft, „sollte das nicht meine Sache sein?“

Trosegl sah ihn gleichgültig an. „Nicht mehr, Herr von Kersten. Seine Durchlaucht halten die Art, in der bisher die Politik Anhalt-Bernburgs geführt wurde, derzeit nicht mehr für opportun. Er möchte sich Ihrer bedeutenden Fähigkeiten auf dem Gebiete bedienen und hat mich mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt.“

„Donnermetter!“ fuhr er Kersten heraus. Er sah sich sofort und lächelte spöttlich: „Ich gratuliere.“ Der gewesene Ministerpräsident verschwand.

Trosegl wandte sich wieder an den Justiziar: „Sagen Sie das bitte sehr liebend, Wey. Es muß wie ein

Entgegenkommen klingen, verstehen Sie? Sie können hinzufügen, daß sich das neue Ministerium über das Vorliegen der Akten ehestens schlüssig werden wird. — Und nun beileben Sie sich. Es ist höchste Zeit. Sie können meinen Wagen benutzen.“

Wey stürzte aus dem Zimmer. Friederike war in die Tür getreten. Sie sprach sehr leise. „Der Ritter von Trosegl sagte einst, er habe Mut wie ein gewisser anderer Ritter. Aber er scheint umgekehrt zu handeln und vorsichtiger. Er nimmt erst das Amt und dann das Weib.“

Trosegl sah sie ruhig an: „Er hat noch nicht das ganze Amt. Das Kanalaramt. Das will er. Das Amt, das ihn berechtigt, ganz frei zu handeln.“

Sie trat auf ihn zu, hob die Hände an seine Brust, ließ sie zitternd hinaufgleiten bis zu seinen Schultern. „Du...“

Er nahm die Hände leicht herunter. „Darum will er auch noch nicht das ganze Weib.“

Sie schwieg. Ihr Kopf lank.

„Solange er noch kämpfen muß, braucht er einen kühlen Kopf. Du weißt, sonst verliert er ihn.“

Wieder gesiel ihr diese männliche Kälte, die sie für Beherrschung hielt. Sie küßte ihn schnell und sah auf die herben Lippen und ging rasch.

8. Bod in der Wüste.

Die Sonne war untergegangen, das Schofar, das heilige gellende Horn, hatte zum letzten Male gerufen — und die Männer der Bernburger Judenheit traten aus der kleinen Synagoge, die sich im engen, hinter breitem Häuserbau wie in einem Schloß vertrat. Sie schüttelten sich untereinander die Hände, der Freund dem Freunde, und vor allem der Feind dem Feinde: denn es war Tom-Kippur geworden der Tag der Ausöhnung mit Gott und der Reinigung vor Gott welcher die Ausöhnung mit den Menschen und die Reinigung von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in sich schloß — und Stolz und Selbstzufriedenheit waren weggeworden und von ihnen gefallen wie draußen das Oktoberlaub von den Bäumen.

Auch Abraham Calm stand unter ihnen. Er hatte sich vor den aufrührerischen Gedanken die Dampf in seinem Hirn brodelteln seit seiner Nacht mit Wagner und doch auch zuweilen leise und hell zu sinnen vermochten seit dem nächsten Heilmweg mit Knienhade, mehr denn je in seiner strengen Religiosität gesücht. Er war unter den Frömmsten ge-

wesen, hatte die heiligen Kleider angelegt gleich den anderen, den leinenen Rock und die leinenen Beinkleider und den leinenen Gürtel und die leinenen Kappe, hatte von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang gestanden, gekniet und wieder gestanden, gebetet, dem palmudierenden Vorsänger gelauscht und wieder gebetet — und nun war auch er mitten in all dem Glückwünschen und Händedrücken, und seine schwere, heiße Hand drückte die andern besonders fest — so, wie man jemandes Hand festhält, der auf eine Mauer stieg und stürzte und nun an ihrer anderen Seite hängt und mit der ganzen Schwere seines Wesens hinabzuquellen droht... Calms Hand gab dem Druck Antwort. Calms Mund wünschte Glück. Aber Calms Augen starrten ohne Blick, sie konnten wohl nicht mehr über die Mauer hinwegsehen. Sie sahen nur noch graue Steine, dicht vor sich...

Dann hatten auch die letzten sich verabschiedet, gingen plaudernd in ihre Häuser, durch die Breite Straße, über den Markt. Aber Calm ging nicht mit ihnen. Er wollte durch die Hintertreppen nach Hause.

Da, er hatte eben die Straße überschritten, rief ihn der Rabbiner an. „Der Abend ist schön, Herr Calm, bis zum Essen wird's noch dauern ein Stündchen. Ich möchte Sie begleiten.“ Auch der Rabbiner schüttelte dem Vohgerber fest die Hand, schweigend dann, trank aus dem würzigen Herbstabend. Auch Calm wußte nichts zu sagen.

Sie kamen zwischen die schmalbrüstigen, höhligen Häuser der Turmstraße. Der Rabbiner verhielt den Schritt und wog einen dicken eisernen Ring in der Hand, der am ersten Hause in halber Mannshöhe befestigt war. „Wissen Sie, was das ist, Calm?“ fragte er und sah den Vohgerber voll an. Der schüttelte den Kopf.

„Das ist das letzte Glied von der Kette, die bis 1815 die Turmstraße abschloß von der übrigen Stadt. Denn in der Turmstraße haben gewohnt die Juden. Das wissen Sie ja, Sie sind ja noch geboren im Ghetto.“

Er trat wieder zu Calm und ging langsam mit ihm weiter, aber er nahm den Blick nicht von ihm, nur seine Hand wies auf einige Häuser mit auffallend großen Nummern: „Neh, wo sie untergebracht haben in den Trauerhäusern der Juden die Freudenhäuser der Goyim, weil kein ausländischer Christ wollte wohnen in solcher Gasse — jetzt brauchen sie nicht mehr die Kette.“

Noch immer schwieg der Vohgerber. Aber sein Kopf hing auf der Brust.

(Fortsetzung folgt.)

nach noch den rechten Oberarm gebrochen und Kopfwunden erlitten hat.

Eisenbahnunglück in Südslowenien.

Auf der Strecke Semlin—Agram hat sich ein schweres Eisenbahnunglück ereignet. Der Ugramer Schnellzug fuhr auf einer auf offener Strecke stehenden Hilfszug auf, der ausgefahren war, um einem eingestiegenen Zug Hilfe zu leisten. Der Zug war mit vielen Arbeitern besetzt. Die Lokomotive und die beiden Postwagen des Schnellzuges wurden stark beschädigt. Fünf Personen wurden lebensgefährlich verletzt, 25 Personen haben leichtere Verletzungen erlitten. Vom Zugpersonal wurde nur der Lokomotivführer und der Zugbegleiter verwundet. Die Befahrung des Hilfszuges blieb unversehrt.

Zuchtthaus für eine Kupplerin.

Die Jagd auf unerfahrene Mädchen aus der Provinz.

Eine Jugendverführerin schlimmster Sorte, die ahnungslose und unerfahrene junge Mädchen aus der Provinz nach Berlin lockte und sie in ihrem „Massagelokal“ in der Dresdener Straße 13 unbeschreiblich schändlichen Ausschweifungen aussetzte, erhielt gestern in der Kaiserin Ida Lindner einen empfindlichen Denkart. Die Angeklagte hatte ständig in Kladder und Pommerschen Zeitungen inseriert und junge Mädchen als Haustöchter mit Familienanschluss gesucht. Es war in Aussicht gestellt, daß man im Hause neben der Wirtschaft auch Putz oder Schneiderei lernen könnte. Zahlreiche Mädchen, zum Teil kaum dem Kindesalter entwachsen und mitunter direkt von der Schule kommend, waren auf das Lockmittel hereingefallen. In dem Hause der Angeklagten lernten sie aber etwas ganz anderes kennen. Nachdem sie einige Tage im Haushalt beschäftigt worden waren, wurden sie in dem Salon geschickt, wo ihnen dann die Herren entgegenbrachten. Was dann passierte, läßt sich nicht schildern. Als die eine Haustochter die Behandlung mit der Keilpeitsche und andere Dinge, die ihr zugemutet wurden, sich nicht gefallen lassen wollte, wurde sie von der Angeklagten mit den schwersten Schmähungen überhäuft. Gewöhnlich blieben die jungen Mädchen nur so lange dort, bis sie von Hause oder von anderer Seite die Mittel zur Heimreise erhalten hatten. Durch einen Lehrer, der, ohne den wirklichen Charakter des Instituts zu kennen, als Kunde dorthin gelangte und den ein verzweifelltes Mädchen in die Geheimnisse des Massagelokals eingeweiht hatte, kam die Sache zur Anzeige. Das Gericht hielt es für erwiesen, daß die jungen Mädchen statt Putz oder Schneiderei zu erlernen, schweren sittlichen Schäden erlitten hätten. Da die Angeklagte bei ihrem Vorgehen die Mädchen durch hinterlistige Kunstgriffe dem schändlichen Gewerbe zugeführt hatte, nahm das Gericht schwere Kupplerin an und erkannte gegen die Angeklagte auf eine Strafe von 1 Jahr 3 Monaten Zuchtthaus.

Vorstandswahl der Stadtverordnetenfraktion.

Die sozialdemokratische Fraktion der Stadtverordnetenversammlung hat jetzt die Neuwahl ihres Vorstandes für 1920 vollzogen. Genosse Dr. Vohmann hat, weil er vom Magistrat zum Leiter der städtischen Pressestelle gewählt worden ist, sein bisheriges Amt des ersten Vorsitzenden der Fraktion abgegeben. Zum ersten Vorsitzenden wurde jetzt Genosse Fialau gewählt. Genosse Robinson wurde neu in den Fraktionsvorstand gewählt und mit dem Amt eines 2. Schriftführers betraut. Im übrigen änderte die Fraktion an der bisherigen Zusammenlegung ihres Vorstandes nichts. Hiernach werden künftig zum Vorstand gehören als erster Vorsitzender Fialau, als zweiter Vorsitzender Bublitz, als erster Schriftführer Krille, als zweiter Schriftführer Robinson, als Kassierin Martha Hoppe, als Beisitzer Claus, Th. Fischer, Heimann, Vohmann, Ulrich.

Der Westen ohne Licht.

In einem großen Teil des Berliner Westens, hauptsächlich in der Umgebung des Bayerischen Platzes, legte gestern abend gegen 7 Uhr plötzlich der Strom aus. Das Licht in den Wohnungen erlosch und ganze Straßenzüge lagen in tiefem Dunkel gehüllt. Um 11 Uhr war die Störung noch immer nicht behoben. Wie wir erfahren, wurden von der Störung nur Stromabnehmer betroffen, die dem Leitungszweig der Elektrizitätswerke Südwest angeschlossen sind. Auf eine telefonische Anfrage in den Werken war eine Erklärung über die Ursache der Stromunterbrechung, die sich sehr empfindlich auswirkte, nicht zu erhalten.

Märkischer Wamwischanz.

Eine frühe Wamwischanz bot die Jungmärkische Tanzschule in der Aula der Schöneberger Mittelschule, Koesterstraße. Da war echtes Faschingstreiben einer fröhlich ausgelassenen Jugend. Kluge Köpfe und geschickte Hände hatten eine Menge ungemein origineller Kostüme geschaffen, viel origineller, als man solche auf den meisten Festen derer findet, die die Originalität gepachtet zu haben glauben. Prächtig waren die verschiedenen Kostümtypen. Die Musikanten zum Beispiel hatten sich in ein Altweiber-Quartett verwandelt. Eine Alte mit Kopftuch und blauer Schürze strich mit Schemenz den Boh, am Klavier sah eine alte Kokotte mit vorfrontalischer Federhut, Spitzen und Rüschen, das Cello bediente eine Höherfrau usw. Unter den Tanzenden war Dr. Unblutig mit Spitzbart und Hörrohr, die Zeitungsträger, der Wurstmager, der Herr Kuriarius mit Kreisfuge, Bratenrost, Alienmappe und Spazierstöckchen und noch viele gelungene Gestalten. Das drehte sich im flotten Vierländer, hüpfte Polkas und tanzte hübsche Reigenlänze, abwechselnd zur Musik der Kapelle und zur Orchesterleitung eines holländischen Straßenmusikanten.

Aufspringen der Hände

von der Gesicht, Knochentuberkulose, sowie Rötter und Juckreiz der Haut werden beseitigt und ausgetilgt durch die wundervoll wirkende, reizmildernde **Crema Leodor**. Gleichfalls herrlich haltende kosmetische Unterlage für Make-up. Jede 60 Pf. und 1 Pf. erhältlich in allen Chlorodont-Verkaufsstellen. Probeprobe gratis bei Einblendung dieses Inserates durch Postkarte L.-G. Dresden-R. 6 Gr 148

„Eis Schnee“ über Berlin.

Ein seltenes Naturereignis. — Schneefall bei klarem Himmel.

Dieser Winter mit all seinen Teiden wartet beinahe täglich mit einer neuen Ueberraschung auf. Gestern abend lag es plötzlich bei völlig wolkenlosem Himmel und minus 17 Grad an zu schneien. Erst fielen nur vereinzelt winzige Schneekriställchen, später schneite es bei sternklarem Himmel dichter, so daß Straßen und Plätze eine schwache Schneedecke aufzeigten. Der Leiter des amtlichen Wetterdienstes gibt dafür folgende Erklärung:

Die oberen Luftschichten waren gestern ganz im Gegensatz zum Vorlage in hartem Maße mit Wasserdampf gesättigt. Die Temperaturen in den höhergelegenen Luftschichten gingen plötzlich scharf herunter und der in den tieferen Luftschichten enthaltene Wasserdampf, der in diesen Höhen natürlich völlig unsichtbar ist, wurde in Form von kleinen Eis- und Schneekristallen ausgeschieden. Dieses Naturspiel währte viele Stunden. Ein ganz ähnlicher Vorgang wie in Berlin war übrigens gestern auch in einem Teil Schlesiens zu verzeichnen. Für Deutschland handelt es sich hierbei, wie mitgeteilt wird, um ein noch nicht dagewesenes Naturereignis, wie es bisher nur, und dann auch ganz selten, in Sibirien zu beobachten war.

Obwohl augenblicklich fast überall in Deutschland noch Temperaturen von über 20 Grad gemessen werden, scheint nach den Beobachtungen der Wetterstationen der Höhepunkt des Frostwetters überschritten zu sein, wenn auch vorläufig noch weiter große Kälte zu erwarten steht. Die Ostwinde aus Russland versprechen uns auch für die nächsten Tage noch klares Wetter. In ganz Ostdeutschland ist eine geringe Milderung des Wetters eingetreten. Die Kältefronten ziehen immer weiter westwärts mit geringer Drehung nach Süden, so daß in Süddeutschland zurzeit, besonders in dem Gebiet der oberhessischen Tiefebene, verschärfter Frost herrscht. In Karlsruhe war die Minimaltemperatur minus 23 Grad, in Frankfurt a. M. minus 22 Grad. Am kältesten war es in München mit minus 31 Grad. Teilweise Temperaturen wurden in ganz Süddeutschland gemessen. An den deutschen Ostsee- und Nordseeküsten lagen die Temperaturen in Pommern durchschnittlich minus 25, in Mecklenburg minus 15 und auf den Nordseeinseln zwischen minus 7 und minus 10 Grad.

Opfer der Kälte?

In einem Anhängewagen der Straßenbahnlinie 72 brach gestern nachmittag am Alexanderplatz der 33jährige Vater Otto Saeb aus der Prenzlauer Allee 104 demütiglos zusammen. Fahrgäste bemühten sich um den Verstorbenen und brachten ihn zur nächsten Rettungs-

stelle, wo der Arzt den Tod feststellte. Die Todesursache hingegen konnte noch nicht festgestellt werden, man vermutet, daß Saeb durch die Einwirkung der starken Kälte einem Herzschlag erlegen ist. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich vor dem Hause Turmstraße 1 in Moabit. Dort sank der 55jährige Kaufmann Wilhelm B. aus der Kaiserin-Augusta-Allee 88 plötzlich hilflos zusammen. Ein Polizeibeamter brachte den Mann zur nahegelegenen Rettungsstelle, wo er bei seiner Einlieferung bereits gestorben war. Auch in diesem Falle konnte die Todesursache noch nicht ermittelt werden. Auf das Konto der Kälte kommt auch eine Kohlenoxydgasvergiftung, die sich gestern in der Blechwarenfabrik von Bertram in der Tellestraße in Tempelhof ereignete. Dort waren die 52jährige Frau Anna Schulz aus der Germaniastraße 66 in Tempelhof und ihre 21jährige Tochter Emma mit dem Kuffauser einer Wasserleitung beschäftigt, wozu sie einen Behälter, in dem sich glühende Holzstöße befanden, verwendeten. Durch austretende Gase wurden beide Frauen betäubt. Angestellte der Firma fanden sie in dem Raum demütiglos auf und benachrichtigten das Rettungswesen, das die Verunglückten ins Schöneberger Krankenhaus überführte. Das Befinden der Mutter ist ernst.

Dampfer in Eisnot.

Hilfe durch Kriegsschiffe und Flugzeuge.

Von der westlichen Ostsee kommen beunruhigende Nachrichten. Etwa 30 Dampfer, von denen die Mehrzahl die englische, schwedische, norwegische, estnische und polnische Flagge führen, sind im Eis festgeraten und signalisieren um Hilfe. Sie haben keinen Proviant, haben Havarie erlitten und können nicht mehr manövrieren. Die Dampfschiffe „Schleswig-Holstein“ und „Elsah“ sind am 12. Februar wieder ausgelassen und setzen ihre Bemühungen, die Schiffe aus dem Eise zu befreien und sie in Geleitzügen nach dem nächsten Hafen zu bringen, fort. Obwohl die Eisverfolgung ein Vordringen außerordentlich erschwert. Nachdem der Verband deutscher Reederei in Hamburg die gefährdeten Schiffe mit Flugzeugen zwei Tage lang mit Proviant aus den Beständen der großen Reedereien versorgt hat, werden nunmehr von der Reichsregierung Flugzeuge der Luftwaffe eingesetzt, um die Mannschaften der bedrohten Schiffe mit den notwendigen Lebensmitteln zu versorgen. Die Hilfsaktion liegt in den Händen der Marine-Dienststelle in Hamburg und des Oberpräsidenten der Wasserbau-Direktion in Stettin, und wird für alle Schiffe, ohne Unterschied der Nationalität, durchgeführt.

Hinein in die weltlichen Schulen!

Anfängerklasse in Tempelhof.

Nach mehrjähriger Bemühung der „Freien Schulgesellschaft Tempelhof“, nach immer wiederholter Ablehnung durch die Bezirkschuldeputation ist es nun endlich gelungen, für das neue Schuljahr wenigstens eine Anfängerklasse der Sammel-schule bewilligt zu erhalten. Die Klasse wird im Schulhause Mantaußelstraße untergebracht (Rektor Bogwod). Alle Eltern, denen daran liegt, ihre Kinder in weltlichem Sinne unterrichten zu sehen, besonders alle Parteigenossen, werden gebeten, sobald die Anmeldung der Schulanfänger für diese Klasse bei dem Rektor der Schule Mantaußelstraße zu vollziehen. Auch für diejenigen Kinder, die bereits in anderen Schulen angemeldet sind, ist die sofortige Ummeldung nötig. Der Anfang ist gemacht, jetzt kommt es darauf an, für die folgenden Jahre vorzubereiten, um eine vollständige weltliche Schule auch in Tempelhof zu erhalten.

Auf Veranlassung der „Freien Schulgemeinde Friedrichshain“ sind in den letzten Jahren die beiden Doppelschulen in der Dieckelmeierstr. 4/3 und in der Andreasstr. 16a—Koppenstr. 84 in weltliche Schulen umgewandelt worden. Da diese allein unserer Weltanschauung Rechnung tragen, werden die

Funkwinkel.

Endlich einmal ein Faschnachtsball, bei dem sich die Hörer unterhalten konnten. Er war atavisch gut abgestimmt und verlief so pauslos, daß keine Langeweile aufkam. Die Idee, ihn in ein Atelier zu verlegen, ist die intime Grundstimmung. Man plauderte, amüsierte, regitierte für die Hörer, und gerade, weil sich alle vor dem Mikrophon dabei gut unterhielten, unterhielten sich auch die Hörer an ihren Radioapparaten. Der unverwundliche Ludwig Ransford Lommel mit seinen Rungendorfer Puppen entwickelte seine lustige Bestimmtheit, Paul Nikolaus, Alfred Braun, die charmanter Polly Lied, sogar Henry Porten höchstpersönlich, waren zu diesem Abend aufgetaucht worden. Dabei machte es nichts aus, daß das Begrüßungsgebet der Polly Lied für die große Henry getanzt war als der Gesang dieses geleierten Filmstars. Dafür zeigte Henry, daß sie nicht nur bewundernswert spielen, sondern sogar bodenständig edel jubeln kann. Die Tanzmusik der Kapelle Dajos Bela trug das ihrige dazu bei, die Stimmung ballgemäß zu gestalten. — Der Sprung von diesem unbeschwertem Abend zur sozialpolitischen Umschau von Dr. Wolfgang Bohle ist sehr groß. Doch gerade diesmal streifte der Vortragende hier so wesentliche Probleme, daß man seine Ausführungen nicht übergehen darf. Das erschreckende Ansteigen der Arbeitslosigkeit — wir haben etwa 2.150.000 Unterstützungsempfänger — macht alle Fragen der Arbeitslosenfürsorge besonders aktuell. Dr. Bohle erörterte die Erweiterung des gesetzlichen Schutzes der Erwerbslosen und behandelte außerdem die Lohnverhandlungen im Textilgewerbe. — Auf einen sehr hübschen Vortrag im Rahmen der Deutschen Welle soll hier noch hingewiesen werden. Dr. Richard H. Stein machte mit neuerer Hausmusik für Klavier bekannt und brachte eine ganze Reihe sehr gefälliger, gehaltreicher wenn auch nicht immer leicht spielbarer Werte. Tes.

Genossen an ihre Pflicht erinnert, die Einschulung in diese Schulen vorzunehmen. Die Anmeldung der Schulanfänger muß bis zum 21. Februar bei den Direktoren dieser Schulen geschehen. Am Ende des Schuljahres können auch wieder Umschulungen von Schülern christlicher Schulen in weltliche Schulen stattfinden. Es genügt, dem Rektor der alten Schule in den letzten Schultagen den Wunsch auf Umschulung in eine weltliche Schule mitzuteilen. Auskunft erteilt B. Mardus, Berlin, Köpenicker Str. 7, und C. Wendt, Berlin, Reichshofenstr. 32.

Explosion einer Azetylenanlage.

Drei Tote, fünf Schwerverletzte.

Gestern nachmittag erfolgte in der großen Kesselfabrik Siller u. Tamari N. G. in Barmen in der Abteilung, wo sich die Azetylenanlage befindet, eine gewaltige Detonation. In kilometerweitem Umfange wurde eine heftige Bodenerschütterung wahrgenommen, die einem leichten Erdbeben gleich. Die Azetylenanlage wurde völlig zerstört. Die beiden Mauern des Gebäudes sind in einer Breite von zehn Metern eingestürzt. Aus den Trümmern wurden drei Tote und fünf zum Teil schwerverletzte Arbeiter geborgen. Weitere Verunglückte sind nicht zu beziffern. Ueber die Ursache des Unglücks war noch nichts genaues festzustellen, da die drei Arbeiter, die darüber hätten Ausschluß geben können, tot sind. Man nimmt jedoch an, daß das Karbid gefroren war, und daß bei dem Versuch, es aufzutauen, die Explosion erfolgt ist. In der Fabrik selbst ist nur ein Teil der Fenstergehäusen durch den starken Aufdruck geplatzt. Der Betrieb erleidet keine Unterbrechung. Auch in einigen Häusern in der Nachbarschaft wurden fast sämtliche Fenstergehäusen zertrümmert.

In einer Fabrik für künstliche Luft in dem Berliner Vorort Bowlogne ereignete sich eine Explosion. Zwei Arbeiter wurden auf der Stelle getötet und fünf mehr oder weniger schwer verletzt. Infolge der Gewalt der Explosion stürzte eine Mauer ein, die Fenster der Nachbargebäude gingen ebenso wie Fenstereinschläge und Mauerwert in Trümmer.

Leydener Rathaus eingestürzt.

Das berühmte architektonisch schöne, aus dem Jahre 1597 stammende Rathaus der holländischen Stadt Leyden brannte aus bisher noch nicht gekannter Ursache völlig nieder. Der Glockenturm mit dem berühmten Glockenspiel stürzte unter furchtbarem Getöse in sich zusammen. Mehrere angrenzende Gebäude gingen in den Flammen mit unter.



Das Gesundheitswasser!

Fachinger Versandstolle, Berlin SW 11 Schöneberger Str. 16a. Tel. Litzow 8200-01

Winkelhausen

Alte Reserve

Die Weinbrandmarken für Kenner

Senior Reserve

Öffentliche Kreditnot.

Abschluß und Bericht der Preussischen Staatsbank.

Die Preussische Staatsbank (Seehandlung) schickt auch in diesem Jahre ihrem Jahresabschluß eine eingehende Betrachtung der Entwicklung in der Gesamtwirtschaft, besonders auf dem Geld- und Kapitalmarkt, voraus.

Das Institut betont zwar, daß das letzte Jahr einen Fortschritt brachte, da die unruhigen Schwankungen — mehrfache Diskontänderungen, Drosselung der öffentlichen Auslandsanleihen und so weiter — einer gleichmäßigeren Entwicklung Platz gemacht hätten, jedoch seien im letzten Jahr die nachteiligen Erscheinungen wesentlich stärker ins Gewicht gefallen.

So ist, wie die Entwicklung auf dem Markt der festverzinslichen Werte, der Staats-, Kommunalanleihen und Pfandbriefe, zeigt, die tatsächliche Leistungsfähigkeit des deutschen Kapitalmarktes 1928 geringer gewesen als im Vorjahre, obwohl der Bedarf an Realcredit eher zugenommen hat. Die mangelnde Aufnahmefähigkeit des Kapitalmarktes kommt in dem beträchtlich gesunkenen Kursniveau zum Ausdruck, das sich bei den öffentlichen Anleihen noch bei weitem schärfer ausprägt, als bei den Pfandbriefen.

Dabei müsse betont werden, daß der Kapitalmarkt durch den Kreditbedarf der öffentlichen Hand gegen frühere Jahre nicht etwa übermäßig belastet wurde. Es zeigt sich im Gegenteil, daß gegenüber der Vorkriegszeit der Anteil der öffentlichen Hand an den insgesamt ausgegebenen Schuldverschreibungen von 52,2 Proz. bis auf 40,5 Proz. im letzten Jahre — 1927 sogar auf 37,2 Proz. — zurückgegangen ist. Das gleiche Bild zeigt eine Aufstellung der öffentlichen Anleihen im In- und Ausland, die im Verhältnis zu sämtlichen ausgegebenen Schuldverschreibungen von 52,2 Proz. in der Vorkriegszeit auf 42,7 Proz. im Jahre 1928 sanken. Berücksichtigt man hierbei, in welchem Ausmaß die wirtschaftlichen Ausgaben der öffentlichen Hand gemindert sind, und daß selbstverständlich nur Bruchteile der aufgenommenen Kredite zur Deckung von Verwaltungsausgaben, der überwiegende Teil aber für produktive Zwecke verwendet wurde, so ergibt sich, daß von einer übermäßigen Beanspruchung des Kapitalmarktes durch öffentlichen Kreditbedarf nicht die Rede sein kann.

Die Geschäftslage der Staatsbank war im Berichtsjahr durch die zunehmende Anspannung der staatlichen Finanzwirtschaft stark beeinträchtigt, da die staatlichen Einlagebestände sich stark verminderten. Die Bilanzsumme hat den im Vorjahre erreichten Höchststand mit 1,05 Milliarden noch etwas überschritten. Zwar ist der gesamte Buchungsumsatz von 34,4 auf 30,2 Milliarden zurückgegangen, jedoch ist dies auf technische Buchungserneuerungen zurückzuführen und der tatsächliche Umsatz dürfte dem des letzten Jahres entsprechen. Der Reingewinn hält sich mit 5,4 Mill. Mark auf der Höhe des Vorjahres. Hiervon fließt sachungsgemäß eine Million in die Staatskasse, 3,0 Mill. Mark werden dem Grundkapital von jetzt 12,0 Mill. Mark zugeführt und eine weitere Million den Reserven.

Unter den Einzelposten der Einnahmen fällt auf, daß im Staatlichen Leihamt die Verleihschäfte um 12,8 Proz. zunahmen, woraus die Notlage breiter Volksschichten ersichtlich wird. Am 30. September 1928 lagerten 71 786 Pfänder in den Leihmagazinen, die insgesamt mit 3,3 Mill. Mark beliehen waren. Im Durchschnitt entfiel also auf jedes Pfand ein Darlehen von rund 45 Mark.

Subventionen für Siegerland.

Von Reich und Preußen bereits beschlossen?

Wie wir aus Dortmund hören, haben die Verhandlungen über die Gewährung von Subventionen an den Siegerländer Erzbergbau ihren Abschluß gefunden. Preußen und das Reich sollen von den unmittelbar zu gewährenden Subventionen je 25 Pfennig pro Tonne übernehmen; weiter haben die Reichsbahn und das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk (RWE) eine Erleichterung der Fracht und Stromerzeugung in Höhe von 0,40 Mark pro Tonne zugesagt. Das verbleibende Defizit haben die Besitzer der Siegerländer Gruben, also in der Hauptsache der Hochofengruben und der Stahlwerke zu tragen. — Die Bestätigung dieser Meldung steht noch aus.

Die fortwährenden Verluste der Siegerländer Gruben hatten zu neuen Subventionsgesuchen des Siegerländer Eisensteinvereins an das preussische Handelsministerium geführt. Insbesondere wurden die Gesuche damit begründet, daß trotz des mehr als sechsmonatigen Streiks auf den schwebischen Erzgruben sich der Absatz für Siegerländer Erz nicht gebessert habe, da die rheinisch-westfälische Schwerindustrie als Ersatz für die schwebische Lieferung andere ausländische Erze hereinnahm. Dazu führt der jetzt veröffentlichte Jahresbericht des Siegerländer Eisensteinvereins u. a. folgendes aus: Die Förderung, die sich im ersten Vierteljahr 1928 mit rund 191 000 Tonnen auf der Höhe des Vorjahres hielt, ging im zweiten und dritten Vierteljahr auf 171 866 Tonnen zurück. Die Stilllegungsaktion an der Ruhr gab dem Siegerländer Erzbergbau in den beiden letzten Monaten 1928 dann den Rest. Die Förderung von 168 732 Tonnen im Oktober ist auf 90 930 Tonnen im November und auf 78 354 Tonnen im Dezember zurückgegangen.

Die Feststellungen des preussischen Handelsministeriums sollen ergeben haben, daß auf die Tonne Erz ohne Abschreibung und Verzinsung ein durchschnittlicher Verlust von 1,54 Mark entfällt. Auch unter Ausschaltung der inzwischen stillgelegten Gruben verbleibe noch ein Verlust von 1 Mark je Tonne.

Der Enqueteauschuß, der sich bei der Untersuchung der Rohstoffversorgung der deutschen eisenerzeugenden Industrie eingehend mit dem inländischen Bergbau befaßt hat, kam zu dem Ergebnis, daß der Siegerländer Erzbergbau, auf weitere Sicht gesehen, den in diesen Betrieben Beschäftigten keine tragbare Existenz mehr gewährleistet. Die Gesamtsergebnisse der dortigen Unternehmungen waren so, daß 1926 von 27 untersuchten

Ueber Agrarier und Arbeiternot.

Erschütternder Arbeiterbrief aus Pommern / Fremdenlegion des deutschen Volkes.

Wir erhalten aus Pommern den Brief eines Landarbeiters, den wir unverändert, auch mit allen Schreib- und Stillestern und ohne jede Streichung oder Fälschung veröffentlichten. Dieser einfache Mensch sagt der deutschen Öffentlichkeit und den Regierungen größere Wahrheit, als tausend Denkschriften und Petitionen.

Verte Redaktion!

In der Reichshauptstadt ist wieder einmal die „Grüne Woche“ zu Ende. In der einschlägigen Presse wird die Not der Landwirtschaft in den höchsten Tönen propagiert. Wozu dies alles? Um die deutsche Arbeiterschaft Sand in die Augen zu streuen, und letzten Endes aus dieser verhassten Regierung so viel Geld wie möglich herauszuschlagen.

Die Not der Landwirtschaft ist aber nicht so groß wie sie hingestellt wird. Wenn die Landwirte in Ihrer Organisation würden sich wirtschaftlich zusammenschließen und Wege und Mittel finden würden, die Absatzkrise zu überwinden, denn nichts anderes ist die Not der Landwirtschaft, so würden sie auch in absehbarer Zeit Erfolge aufzuweisen haben. Aber was machen Ihre Führer?!

Statt ihre Mitglieder wirtschaftlich zu beraten,

tun sie Sie politisch verhegen. Mit welchem Erfolge lehrt der Fall Krynitz, und es werden noch mehr folgen.

Speziell hier in Pommern leistet sich der Pommersche Landbund allerhand, was sich eigentlich mit den Gesetzen der deutschen Republik nicht in Einklang bringen läßt. In der Ausgabe vom 19. Januar 1929 steht zu lesen: „Wir haben aber anscheinend aus dem Unglück, das die Deserteure von 1917/18 mit ihrer schwarz-rot-goldenen Propaganda angerichtet haben nichts gelernt.“ Ich glaube das ist der Gipfel der Unverschämtheit. Auf einer Seite können sie aus dem Staate für ihre verlotterten Betriebe nicht genug Geld herauspressen, und auf der anderen tun sie denselben verhöhnen. Ich meine, jeder Arbeiter, der im Felde war, weiß wo die wirtlichen Deserteure sitzen.

Mit solchen und ähnlichen Machenschaften werden sie wohl kein Verständnis zwischen Stadt und Land herbeiführen. Der Industriearbeiter wird die Hungerjahre 1917/18 auch nicht vergessen. Wenn

die Verständigung zwischen Stadt und Land

herbeigeführt werden soll, so liegt es zumeist an der Landwirtschaft. Gebt der städtischen Bevölkerung Qualitätsware, so werden auch höhere Preise erzielt, und der Auslandskonsum wird auch nachlassen. Zweitens ist immer die Rede von Landflucht, und den daraus ergebenden Arbeitermangel. Was sind aber die Ursachen!

Ich glaube, daß hier in der städtischen Arbeiterpresse noch viel zu wenig geschrieben wird. Die Herren Landwirte sind noch zu sehr an die Zeiten der Besindeordnungen gewöhnt. Der Arbeiter ist ihnen nur ein Objekt der Ausbeutung. Deshalb der Kampf gegen die Arbeitslosenunterstützung. Hier auf dem Lande ist sie auch illusorisch. Sie wollen

mit Gewalt billige Arbeitskräfte.

Was hat hier aber der Arbeiter zu erwarten! Das gänzliche Aufgeben von Kultur, überhaupt sich als Mensch zu fühlen. Es gibt hier nur die Befrier, und die Arbeiter regstieren für sie nicht. Es ist die Fremdenlegion des deutschen Volkes. Im Sommer bei einer 18stündigen schweren Arbeit gibt es bare 30 Mark auf den Monat. Jetzt im Winter wird auch 12 Stunden ge-

Betrieben 11 mit Verlust abschließen. Während die Zahl der mit Verlust arbeitenden Werte 1927 auf sieben zurückging, hat sich die Lage 1928 bedeutend verschlechtert; denn von 28 erfassten Betrieben wiesen nur noch 10 einen Ueberschuß über die Betriebskosten, dagegen 18 Betriebe einen Verlust auf.

Bogel-Draht gute Gewinne.

Ein recht gutes Jahr hat die Bogel-Draht- und Kabelwerke A.-G., Berlin-Adlershof, wieder hinter sich. Die Gesellschaft, deren Werke in den östlichen Berliner Vororten Adlershof und Köpenick liegen, beschäftigt nach dem letzten Prospekt eine Belegschaft von annähernd 1600 Mann. Bei steigenden Umsätzen konnte der Betriebsgewinn von 4,2 auf 4,5 Mill. Mark erhöht werden, während die Steuern von 0,38 auf 0,24 Mill. Mark ganz erheblich sanken. Der ausgewiesene Reingewinn erscheint zwar nur mit 0,35 gegen 0,51 Mill. Mark im Vorjahre, jedoch ist der Rohgewinn diesmal um fast 800 000 Mark Abschreibungen gegen nur 423 000 Mark im letzten Jahre gekürzt worden. Verdient hat also die Gesellschaft (mit Abschreibungen) demnach mehr als 1,1 Mill. Mark, die mehr als 13 Proz. des Aktienkapitals entsprechen. Wie in den letzten beiden Jahren werden auch für das am 30. September beendete Geschäftsjahr 1927/28 wieder 6 Proz. Dividende bezahlt. Die gute Beschäftigung der Betriebe hat auch im neuen Jahr angehalten.

Die Agrarkrise im Osten.

Verlustbetriebe in der Landwirtschaft.

Das Statistische Reichsamt macht den sehr interessanten Versuch, aus dem Urmaterial der Einkommensteuerstatistik 1925, soweit sie die Landwirtschaft betreffen, in Verbindung mit den Ergebnissen der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1925 ein Bild der Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe zu konstruieren. Hiernach zählt man 1925 im Deutschen Reich 1 479 283 steuerpflichtige Gewinnbetriebe mit einem Durchschnittseinkommen von 1300 Mark je Steuerpflichtigen. Dem standen gegenüber 38 619 Verlustbetriebe. Diese machen also 2,6 Proz. Gewinnbetriebe aus. Hier-

arbeitet, und man glaubt nicht, was sie einen vorzöhen, daß jetzt weniger Arbeit gibt. Endresultat, es gibt nur noch 25 Mark im Monat. Das sind die hohen Löhne der Landwirtschaft. Bekleidungsstücke braucht man aber doppelt so viel wie in der Stadt. Solche Löhne wurden schon vor dem Kriege bezahlt, und die Sachen sind nochmal so teuer.

Die Landwirte werden sagen man hat ja noch das gute Essen, aber ich glaube da vergreift sich noch nicht ein Arbeitsloser dran. Wenn man in diesem strengen Winter bei unzureichender Kleidung den ganzen Tag draußen gearbeitet hat und es wird finster, und hat seine Bekleidungsstücke und den Hering verdrückt, so sucht man seine Schlafstelle auf.

Diese Schlafstellen hier auf dem Lande sind direkt eine Kulturschande unseres Jahrhunderts.

In den meisten Fällen ist es ein Verschlag im Pferdestall. Bei milden Temperaturen läuft das Wasser buchstäblich von den Wänden, und verdirbt einen noch die letzten Sachen. Jetzt sind die Wände mit Eis bedeckt, und da soll nun ein Mensch den ganzen Tag in strenger Kälte gearbeitet hat, sich am Feierabend aufhalten und schlafen. An Schlaf ist da selbstverständlich nicht viel zu denken. Hier würde das Einschreiten der Behörde das beste sein und solche gesundheitsschädlichen Höhlen zu verbieten. Abgesehen von landwirtschaftliche Arbeiter in der Krankenkasse und Invalidität auch schlechter gestellt ist.

Sie werden nun denken, es gibt doch eine freie Gewerkschaft, kämpft für bessere Arbeitsbedingungen! Ja die Gewerkschaft gibt es schon. Aber sie hat viel schwerer zu kämpfen wie in der Stadt. In der Stadt sind die Kollegen in größerer Zahl in einem Betriebe und folglich besser und straffer zu organisieren. Aber hier ist man einzeln auf der Stelle und höchstens auf den Gütern sind mehrere. Aber da ist auch noch ein großer Wechsel in der Arbeiterschaft bedingt durch die Saisonarbeit. Also ist hier eine Werbearbeit sehr schwer durchzuführen.

Dann ist noch ein großer Teil der Arbeiter ein Jahrhundert zurück, das ist noch eine der großen Kulturschanden der früheren Regierung. Weiter haben die Befrier auch heute noch sehr viel Geld, um die Arbeiter mit deutschnationalen Blättern zu überschwemmen, und die Gegenorganisationen mit großen Kosten zu unterhalten. Das ist die große Not der Landwirtschaft; die Arbeiter die er vom Staate bekommt werden nur benutzt um die Arbeiterschaft niederzuhalten. Aber von die große Not der Landarbeiter ist keine Rede.

Trotzdem der Deutsche Landarbeiterverband nimmt hier in Pommern ständig zu. Ich hoffe daß nach meinen Ausführungen die Not der Landwirte mit etwas anderen Augen zu sehen und die Not der Landarbeiter zu erkennen. Nun muß ich schließen, bin schon seufzestoren und habe noch nicht einen Tisch zum schreiben. Hoffentlich können sie was davon verwenden und in Ihrer Zeitung bringen, vielleicht fällt was auf guten Boden und es werden Schritte unternommen um hier Mißstände aufzuheben. (Siehe Schlafstelle.)

Selbstverständlich bin ich organisiert im Deutschen Landarbeiterverband.

Mitgliedskarte No.

(folgt Name und Adresse.)

Sollen wir noch etwas hinzufügen? Wir glauben, die Stimme dieses Mannes ist wichtig genug. Die Redaktion.

von sind wiederum 34 059 reine Verlustbetriebe und 4500 sogenannte Mißbetriebe, d. h. solche die in der Landwirtschaft zwar Verluste nachgewiesen haben, die aber wegen der Verlust übersteigenden sonstigen Einkünften doch steuerlich belastet sind.

In den einzelnen Bundesstellen liegen die Dinge sehr verschieden. Am günstigsten schneiden wohl Ostpreußen ab, wo auf 32 606 Gewinnbetriebe 21 590 Verlustbetriebe kommen. Hier stellt sich also die Quote der Verlustbetriebe auf 66,2 Proz. Ostpreußen haben außerdem natürlich aus den bekannten wirtschaftlichen und politischen Gründen, die keine Entwicklung lähmen, eine Ausnahme. Von den anderen ländlichen Provinzen und Bezirken zeigen Mecklenburg-Schwerin mit 18 504 Gewinnbetrieben und 5,4 Proz. Verlustbetrieben sowie Mecklenburg-Vorpommern mit 4,6 Proz. die höchsten Ziffern.

Wenn diese Ziffern auch drei Jahre zurückliegen, so bestätigen sie in eindrucksvoller Weise die bekannten Feststellungen der Preußenkaffe.

Voraussetzliche Dividendenerhöhung bei der Ise-Bergbau A.-G.

Die Verwaltung der Ise-Bergbau A.-G., eines der stärksten Unternehmungen im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau, beabsichtigt, wie wir hören, die Dividende für das letzte Jahr von 8 auf 10 Prozent herauszusetzen. Die Börse, die seit jeher stets eine gute Rate für Gewinnaussichten gezeigt hat, bekräftigt dieses Gerücht durch starke Käufe von Ise-Aktien, die in den letzten Tagen ihren Kurs bedeutend verbessern konnten. Die Aufsichtsrats-sitzung der Gesellschaft, die über die Dividendenhöhe entscheiden wird, findet am 21. Februar statt.

Stinnes Erben verkaufen für 31 Millionen die Stinnes-Hotels. Von der amerikanischen Hugo Stinnes Corporation in Maryland, der Verwaltung der Deutschen Stinnes-Interessen werden das Eplandehotel, Berlin, Hotel Atlantik, Hamburg, Carltonhotel, Frankfurt, Rastauer Hof, Wiesbaden, und drei Hotels in Oberhof, Thüringen, jetzt für 31 Millionen Mark verkauft. Erwerber soll eine deutsch-schweizerisch-amerikanische Geldgruppe werden, die von den Hotelschleuten Gebrüder Bon in Klagaz geführt wird.

Großauftrag für Mg u. Genest. Die Stadtröhrenanlage für Prag, ein Riesenauftrag, wird von Mg u. Genest, Berlin, gebaut. Das tschechoslowakische Postministerium hat den Auftrag bereits erteilt. Nicht nur die Prager Postämter, sondern auch zahlreiche Bankinstitute werden durch die Röhrenanlage miteinander verbunden.



Gute Suppen bereiten Sie aus

MAGGI'S Suppen-Würfeln

Hochfertig · Nahrhaft · Reiner, natürlicher Geschmack · 28 verschiedene Sorten.

Moderne Piratenherrlichkeit

Sittenbild aus dem nächtlichen Algier

Algier war bis vor hundert Jahren ein Piratennest, welches das ganze Mittelmeer beunruhigte. Der Dey von Algier hatte hier seine Residenz und — versteht sich — seinen Harem. Viele Staaten Europas zahlten jährliche Abstandssummen an den Dey und erkaufte sich damit die freie Durchfahrt durch das Mittelmeer. Der Dey war einer der reichsten Leute der Welt, und seine Taschenuhr im Werte von 30 Millionen Mark liegt heute im Museum zu Paris.

Die Piratenherrlichkeit nahm ein Ende, als die Franzosen im Juni 1830 Algier besetzten. Heute noch ist das Andenken an den Edli Ferrudji lebendig, der den landenden Franzosen seine gewöhnlichen Bantoffeln entgegenstreckte, die die Eindringlinge zerschmettern sollten. Doch es half nichts. Die Franzosen landeten und, nachdem sie Algier belagert und eingenommen hatten, begannen sie ihr Kolonisationswerk. Die Schwierigkeiten waren groß; doch wurden sie überwunden. Heute ist Algier eine blühende Provinz mit reichen ertragbringenden Handelsbeziehungen.

Die Stadt Algier selbst ist eine Großstadt von 300 000 Einwohnern mit Straßenbahn, Hafenanlagen, Kaufhäusern und allem sonstigen Drum und Dran. Nur das alte, winklige und schmutzige Kraberviertel, die Casbah, erinnert an die Herrlichkeit. Auch an die alte Korforenherrlichkeit? Ja, auch an die.

Gewiß, die Zeiten haben sich geändert, und man kann jetzt nicht mehr Seepiraterie treiben wie früher. Wohl aber Landpiraterie, und das mit allen Schikanen. Die Opfer sind natürlich immer die Fremden, die hier in großer Zahl sich aufhalten. Der Piratenreich sieht in neunzig von hundert Fällen etwa so aus.

Der Fremde ist schon bei seinem Eintreffen in Algier von den Korforen des 20. Jahrhunderts bemerkt worden. Sorgfältig wird er abgesehen. Dann wird der Coup auf einen Abend festgesetzt. Unser guter Fremder hat nichts gemerkt. Er sitzt nach einem guten Abendessen auf der Terrasse des Cafés. Raucht eine Zigarette und läßt das bunte Leben an sich vorbeiziehen. Die kleinen Kraberviertel umschwärmen ihn mit ihren Schuttpuffkästen. Stotze Kraber in farbigen weißen Burnussen gehen vorüber. Dazwischen französische Offiziere und Soldaten, europäische Mädchen und Frauen und — verschleierte Kraberinnen. Reizend sehen sie aus mit ihren weiten Gewändern. Die Beine mit europäischen Seidenstrümpfen bekleidet,

an den Füßen ebenfalls europäisches Schuhwerk. Aber nicht über dem Badenansatz beginnt der Orient mit seinen Pluderhosen. Ein weißer Mantel hüllt die ganze Gestalt ein, und nur aus der Grotze der Bewegungen schließt der Fremde auf die Schönheit des Körpers.

Die Köpfe der Verschleierten wenden sich manchmal zu dem „Fremdling aus dem hohen Norden“ (so denkt er selbst!) und er sieht die Augen. Tiefschwarz, mit einem unbekanntem Glanz.

Der Fremde macht sich eigene, seltsame Gedanken. Seine Sinne sind nicht mehr rein und klar. Er zahlt und geht.

Da streift ihn etwas Weißes. Eine weiche Stimme flüstert ihm zu: „Komm mit mir!“ Vor ihm geht sie nun. Leicht und wiegend ist ihr Gang. Der Fremde schaut sich um. Es folgt ihm niemand. Er überlegt nicht lange, sondern geht der verschleierten Frau nach. Seine Gedanken sind auf ein Abenteuer gerichtet. Er will eine Frau des Orients in seinen Armen haben. Boccaccio und Tausend und eine Nacht verflügen sich in seinem Kopf zu einem unentwertbaren Knäuel. Und er folgt der Frau.

Die Straßen werden enger und dunkler. Der Fremde sieht nur die Frau. Es geht ins Kraberviertel. Der Fremde denkt nicht mehr an die Gefahr. Er weiß nicht den Namen der Straße und die Nummer des Hauses, das er betreten hat. Sie gleichen sich alle. Die Nacht geht vorüber.

Am anderen Morgen steht der Fremde auf dem Polizeibureau und meldet den Verlust seiner Brieftasche und seiner Uhr.

„Wir kennen das!“ sagt der Beamte. „Sie sind heute schon der fünfte. Die Korforen haben gut gearbeitet diese Nacht!“

Die Polizei ist machtlos gegen das Unwesen. Sie kann nicht jede Nacht das Eingeborenenviertel umstellen. Wohl wird hier und da einer der Banditen erwischt, der gar zu unvorsichtig war. Aber im großen und ganzen sind sie nicht zu fassen. Auch die verschleierte Frauen nicht.

Hoffen wir, daß der Schleier bald fällt. Der „Jaubert des Orients“ ist ja ganz gut und schön, wenn aber eine Brieftasche dabei verloren geht, ist er ungemütlich. Und sollte einmal einer nach Hause kommen und von Liebesnächten in der Casbah erzählen, von Jalowah oder Suseitah, läßt ihn aus. Er läßt einfach!

Bernhard Kräger.

Leonid Andrejew: Die Fratze

Eine Karneralserzählung / Aus dem Russischen übertragen von Hans Ruoff

(Schluß.)

Entschieden, es war die originellste Maske. Ganze Scharen gingen mir nach, stießen mich, triffen mich — und wenn ich dann schließlich ermüdete und voller Jörn mein Gesicht den Verfolgern zuwendete, so bemächtigte sich ihrer ein unbändiges Gelächter. Eine Wolke donnernden Gelächters umgab mich fortwährend unterwegs. Lächelte auf mich und bewegte sich mit mir fort, ich konnte diesem Kreis toller Lustigkeit nicht entfliehen. Für Augenblicke bemächtigte sie sich auch meiner: dann schrie ich, sang, tanzte, und die ganze Welt freiste trunken in meinen Augen. Und wie fern sie mir war, diese Welt! Und wie einsam ich mich unter der Maske fühlte!

Schließlich wurde ich in Ruhe gelassen. Voller Jörn und Angst, voller Groll und Bitterkeit blickte ich sie an und sagte:

„Ich bin es!“

Die dichten Wimpern hoben sich langsam und ersaunt, eine ganze Garbe schwarzer Strophen sprühte mir entgegen — und ein Lachen, ein schallendes, heiter und hell wie die Frühlingssonne, antwortete mir.

„Ja, ich bin es! Ich bin es!“ wiederholte ich und lächelte.

„Warum waren Sie heute nicht gekommen?“

Aber sie lachte. Sie lachte vergnügt.

„Ich habe solche Qualen ausgestanden. Das Herz ist mir vorummer vergangen,“ hat ich flehend um Antwort.

Aber sie lachte. Der schwarze Glanz ihrer Augen verflüchtete, und das Lachen loberte immer heller. Das war Sonne, aber sengende, erdarmungslose, graufame Sonne.

„Was haben Sie nur?“

„Sie sind es?“ sagte sie, sich mit Mühe beherrschend. „Sie lachen aber... spöttisch aus!“

Ich ließ Kopf und Schultern hängen, und in meiner Haltung lag viel Verzweiflung. Und während sie, mit dem verflüchtenden Widerschein eines Lächelns auf dem Gesicht, auf die an uns vorüberwehenden jugendlich vergnügten Paare blickte, sprach ich:

„Sie sollten sich schämen, zu lachen. Ahnen Sie denn nicht hinter meiner tomsischen Maske den lebendigen, leidenden Menschen? Doch nur um Sie zu sehen, habe ich sie angelegt. Warum waren Sie nicht gekommen?“

Mit einer Ermüdung auf den lieben, lächelnden Lippen, wandte sie sich rasch mir zu — aber wieder bemächtigte sich ihrer ein graufames Lachen. Nach Atem ringend, dem Weinen nahe und das Gesicht mit einem düstern Spitzentuch bedeckend, brachte sie mit Mühe die Worte hervor:

„Sehen Sie... sich doch an, hinten im Spiegel... Oh, wie Sie aussehen!“

Mit gerunzelten Brauen, vor Schmerz aufeinander gepreßten Zähnen und erkalteten blutigen Gesicht blickte ich in den Spiegel, eine blödsinnig ruhige, unerschütterlich gleichgültige, unmerklich regungslose Frage sah mir daraus entgegen. Auch ich — brach in ein Gelächter aus. Und mit einem noch nicht verloschenen Lachen, aber doch auch schon mit dem Zittern aufsteigenden Jörnens in der Stimme, sagte ich in wahnwitziger Verzweiflung, ja schrie es fast heraus:

„Sie dürfen nicht lachen!“

Und als ihr Lachen verlungen war, sprach ich flüsternd weiter, von meiner Liebe. Niemals hatte ich so gut gesprochen, denn nach niemals hatte ich so stark geliebt. Von der Qual des Wartens, von den giftigen Tränen wahnwitziger Eifersucht und Schamernst, von meiner Seele, in der alles Liebe war, sprach ich. Da sah ich, wie die Wimpern sich senkten und einen dichten Schatten auf die bleich gewordenen Wangen warfen. Ich sah, wie aufkloberndes Feuer zum Widerstreben durch ihr mattes Weiß warf und wie ihr ganzer

schmiegsamer Leib sich willenslos zu mir neigte. Sie war als Königin der Nacht maskiert, und — geheimnisvoll ganz in das Dunkel schwarzer Spitzen gehüllt, strahlend von funkelnden Sternen — war sie schön wie ein vergessener Traum ferner Kindheit. Ich sprach, und meine Augen füllten sich mit Tränen, und mein Herz pochte vor Freude. Und da sah ich, da sah ich endlich, wie sich ihr Mund zu einem lieben, traurigen Lächeln öffnete und die Wimpern erbeben und sich hoben. Langsam, ängstlich, mit unendlichem Vertrauen wandte sie mir das Köpfchen zu, und...

So ein Lachen habe ich noch nie zu hören bekommen!

„Nein, nein, ich kann nicht mehr...“ stöhnte sie fast, warf den Kopf zurück und brach in kaskaden schallenden Lachens aus.

Oh, wenn man mir doch auch für einen Augenblick ein menschliches Antlitz gegeben hätte! Ich zerbiß mir die Lippen, Tränen rannen an meinem erblühten Gesicht herab; sie aber, diese diabolische Fratze, auf der alles so regelmäßig war — Nase, Augen und Lippen — blickte mit einer grauenvoll unerschütterlichen Gleichgültigkeit vor sich hin. Und als ich auf meinen bunten Füßen hinkend fortging, klang mir noch lange das schallende Gelächter nach: Es war, als wenn ein seiner silbriger Wasserstrahl von ungeheurer Höhe herabfiel und sich mit fröhlichem Blätschern an einem harten Felsen zerbrach.

Als wir dann, durch die schlafende Straße schwärmend und die nächtliche Stille mit unseren wachen, erregten Stimmen aus dem Schlaf aufstörend, nach Hause gingen, sagte zu mir mein Kamerad:

„Du hast kolossalen Erfolg gehabt. Ich habe Menschen noch nie so lachen gesehen... Halt doch, was tust du? Warum zerreißt du die Maske? Kinder, er hat den Verstand verloren! Seht doch, er zerreißt sein Kostüm! Er meint!“

Hanswolf Kayser: Jugendliebe

„Wollen die Herren bitte eintreten!“ Die Langmeisterin machte eine einladende Bewegung nach dem Tanzsaal hin, wo an der einen Seite Stuhl neben Stuhl all die hübschen Mädchen saßen, mit denen wir das Tanzen lernen sollten. Doch den „Herren“ fehlte durchaus der Mut, einzutreten und vor diesen vielen mustern den Mädchenaugen eine torrende Verbeugung zu machen. Sie hatten sich bis jetzt im Borraum aufgehalten, sich schüchtern vorgestellt, und auch ich hatte wohl ein paarmal undeutlich meinen Namen genannt. Denn als Oberbetreuer eines humanistischen Gymnasiums hatte ich zwar griechische und lateinische Redensarten in Menge gelernt, aber in diesem Falle wollten mir die einfachsten deutschen Redensarten nicht über die Zunge. Ebenso ging es den anderen „Herren“, und so bildeten wir eher eine Trauergemeinde, wie wir alle in dunklen Angeln schweigend dastanden, als daß man hätte glauben können, wir wollten die Freude des Tanzes zum erstenmal genießen. Und wenn ab und zu helles Gelächter aus der offenen Tür zu uns drang, so drohte sich wohl der eine oder andere erschrocken um in der Meinung, dort drinnen lache man über ihn.

Die Langmeisterin stand noch immer mit der einladenden Gebärde an der Türe, ein wenig lächelnd, sie konnte diese Unbeholfenheit schon. Endlich fand sich ein Mutiger, eine Führernatur, der wir alle kopfenden Herzens folgten.

Dann sahen wir den hübschen Mädchen genau gegenüber, Stuhl neben Stuhl.

Die Stunde begann mit einem kleinen Vortrag der Langmeisterin über Anstandsregeln. Zuerst hörte jeder aufmerksam zu.

Dann aber sah ich, wie einige ihre Augen verflüchteten über die lange Mädchenreihe gleiten ließen.

Ich tat es auch.

Dort saßen Töchter von Bekannten meiner Eltern. Diese und jene hatte ich morgens beim Schulweg schon gesehen.

Ich ließ meine Augen immer weiter wandern von einer zur anderen. Bald hatten sie das Ende der Reihe erreicht. Da wurden sie plötzlich magisch angezogen.

Wie selbgebannt blieben sie auf der hohen Erscheinung haften. Und ich muß gestehen, hier lernte ich zum erstenmal die Wahrheit des Wortes „Liebe auf den ersten Blick“ kennen.

Ich wußte nicht, wer sie war, und hatte sie noch nie gesehen, und doch war ich beim ersten Blick für sie eingenommen.

Sie war eine schlanke Erscheinung. Ihre Silben war halb verdeckt durch eine Welle ihres weißblonden Haars, welches hinten in einen zierlichen Knoten geschürzt war, ein paar widerspenstige Haarbüschel fielen anmutig auf den blendend weißen Hals. Die Augen, Nase und die Stellung des Mundes in dem schmalen Gesichtchen ließen ein wenig Melancholie und Verschlossenheit ahnen.

Es war ganz selbstverständlich, daß ich meine ersten Tanzschritte mit ihr machte. Ein sonderbarer, wärmiger Schauer durchströmte mich, als ich den Arm um ihre Taille legte und sie mir ihre Hand reichte.

Als die Tanzstunde geendet, brachte ich sie nach Hause und von der Zeit nach jeder Tanzstunde und allmählich lernten wir uns näher kennen. Sie war die Tochter eines beliebten, populären Arztes, das einzige Kind, und besuchte das Lyzeum.

Und eines Tages fiel auch das seltsame „Sie“. Wie selbgebannt ist doch Jugendliebe! Wie viele Umwege habe ich nicht gemacht, nur um sie zu sehen. Wenn ich mittags eine Stunde eher frei hatte als sie, habe ich gewartet, nur um ihre Hand ein paar Sekunden in der meinen halten zu können. Ja, selbst morgens verspätete ich mich in der Schule, weil ich sie begleitet hatte. Aber andererseits spürte ich auch einen ungeheuren Drang in mir zu arbeiten, für sie zu arbeiten. Auch gedächelt habe ich. Wer gefogt habe ich ihr das niemals.

Der Winter nahte, wir gingen zusammen zum Schiffschulhaus. Unser beider Eltern erfuhren es, hielten es für gute Kameradschaft.

Und dann wurde es Weihnachten. Dieses Weihnachtsfest werde ich nie vergessen.

Ich glaubte, ihr ein kleines Geschenk machen zu müssen. Wochenlang vorher ging ich an allen Läden vorbei, um etwas Passendes zu finden.

Ich fand nichts.

Da, am letzten Tage vor Weihnachten, sah ich in einem Kunstgeschäft einen kleinen Affen stehen. Hübsch war er gerade nicht. Er schielte ganz furchtbar nach einer Biene, die auf seiner Nase saß.

„Mit dem Affen könntest du dir einen kleinen Scherz erlauben, wenn du ihn ihr schenkest,“ dachte ich bei mir, nicht ohne die stille Hoffnung, daß meine Freundin die Figur in ihrem Zimmer aufstellen und bei ihrem Anblick an mich denken würde.

Gedacht, getan.

Ich erkund ihn und um zu zeigen, daß es sich bei diesem Geschenk nur um einen Scherz handelte, band ich dem Affen ein Zettelchen um, darauf stand:

„Er schielt nach ihr.“

Zwei Tage nach Weihnachten erhielt ich ihn zurück mit folgendem Brief:

Lieber Hanswolf!

Ich danke dir vielmals für dein Geschenk; ich muß es jedoch zurückschicken, da mein Eltern nicht wünschen, daß ich Geschenke annehme. Donnerstag fahre ich nach R. und kann deshalb nicht in die Tanzstunde kommen. Wir werden uns also erst in der nächsten Tanzstunde wiedersehen.

Mit herzlichen Grüßen

bin ich deine...

Ich war aus allen Sinnen gestürzt. Meine Mutter, der ich in meiner Herzensangst den Vorfall mitgeteilt hatte, hielt es für das Richtige, wenn ich kein Wort mehr mit ihr spräche.

Gebrochen sagte ich zu allem ja.

Nicht, daß ich den Affen zurückbekommen hätte — der Scherz war mir schon lange unpassend erschienen —, hatte mich geknickt, sondern der Brief, der Geschäftsstil dieses Briefes.

Hatten ihre Eltern ihr verboten, Geschenke anzunehmen, so konnte sie doch wenigstens ein bedauerndes Liebes Wort schreiben.

Ich hatte an Gegenliebe geglaubt. Hier hielt ich die Quittung in Händen. Und doch konnte ich diesen Klauen nicht aus meinem Herzen reißen, ohne es selbst zu zerreißen.

Die Zeit bis zur übernächsten Tanzstunde war wohl die qualvollste, die ich je erlebt habe.

Ich mußte Bewußtheit haben, um jeden Preis.

Endlich war der Tag gekommen. Ich ging hin. Meine Mutter sagte mir noch in selbstverständlichem Tone: „Natürlich bringst du sie nicht nach Hause!“

Ich nickte und bejahte es, obwohl ich genau wußte, daß ich lag.

Ich habe sie nach Hause gebracht.

Ihre Mutter hatte den Brief diktiert. Mir wurde wieder so frei ums Herz.

Sie hatte Tränen dabei geweint. Sie hat mich doch geliebt, jubelte es in mir. — Und dann — ihre Eltern hatten ihr meinen Umgang verboten.

Als wir an ihrem Hause angelangt waren, haben wir Abschied genommen.

Nicht Abschied wie sonst.

Wie lange ich ihre Hand zum letzten Male gehalten habe, weiß ich nicht. Auch nicht, wie lange wir uns lebend in die Augen geschaut haben.

Es war der Abschied.

Aber er fiel mir nicht so schwer wie sonst, so ich doch wußte, daß ich sie morgen wiedersehen würde.

Denn jetzt sehe ich sie immer und sie ist nicht wie früher meinen Blicken entzogen, wenn sich die Tür hinter ihr geschlossen hat.

In dem Tempel meines Herzens wohnt sie und wird wohnen und selbst im Alter wird der Priester dieses Tempels freudig die Knie vor seiner Göttin beugen, die ihm in seiner Jugend für ein paar Augenblicke die Seeligkeit kosten ließ.

Wieviele Tiere gibt es im Zoologischen Garten? Wenn man diese Frage an jemand richtet, der eben einen zoologischen Garten besucht hat, so würde er vermutlich in der größten Verlegenheit sein, die Zahl der vorhandenen Tiere auch nur annähernd zu schätzen. Deshalb wird es gewiß manchen interessieren zu erfahren, daß der Zoologische Garten in Berlin einen Tierbestand von etwa 5000 Stück und 1200 Arten zählt. Damit gehört er allerdings zu den größten der Welt.

